

6. Schwierige Erbschaft: Der Diskurs des Militärhistorischen Museums Dresden

AUSPICIIS ALBERTI REGIS – auch der monumentale Eingang des Arsenalhauptgebäudes in der Dresdner Albertstadt wurde einst mit einer Widmung versehen. Laut dieser war das Gebäude der Macht und dem Schutz des sächsischen Regenten König Albert unterstellt. Anders allerdings als die Inschrift im Mittelrisalit des Neuen Museum in Berlin wurde die Dedikation in Dresden im Lauf der Zeit entfernt. Der Austausch der Insignien der Macht wiederholte sich in der wechselhaften Geschichte des Gebäudes gleich mehrmals. Auch nach 1933, 1945 und erneut 1990 mussten die jeweiligen staatlichen Hoheitssymbole entsorgt werden. Die Vergangenheit des Arsenalhauptgebäudes ist somit von episodischen Brüchen geprägt, die dazu führten, dass die Zukunft des Hauses auf bald schon bekannte Weise unbekannt blieb.

Umso bemerkenswerter ist, dass das Gebäude – ungeachtet historischer Zäsuren – im Hinblick auf seine Funktion als zentraler Ort der militärischen Selbstdarstellung eine erstaunliche Konstanz aufweist. Sechs verschiedene deutsche Staaten wählten das Arsenalhauptgebäude in der Dresdner Albertstadt als eine zentrale Stätte ihrer Selbstthematisierung und verräumlichten dabei auf jeweils sehr unterschiedliche Weise ihr Selbstbild. Als am 14. Oktober 2011 das Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden (MHM) nach einem tiefgreifenden Umbau wiedereröffnet wurde, vollzog sich in der Geschichte des Hauses – dieses Mal in einem sehr wörtlichen Sinn – abermals ein historischer Einschnitt. Mit einem spektakulären Keil aus Stahl und Beton wurde die spätklassizistische Fassade des Gebäudes asymmetrisch ›durchgeschnitten‹. Begleitet wurde die architektonische Umgestaltung des Museums von dessen thematischer Neukonzeption. Beides wurde in der Öffentlichkeit teilweise kontrovers diskutiert. Anhand dieser Debatte und der damit eng verknüpften Selbstthematisierung der Bundeswehr kann neben dem heroischen und dem historizistischen ein dritter Kollektivierungsdiskurs rekonstruiert werden, der gerade die bewusste Störung vergangener Identitätspostulate selbst zur Identitätsressource erhebt. Am augenscheinlichsten in der Diskursivierung des MHM ist eine auf Abgrenzung von der Vergangenheit zielende Betonung von Diskontinuität, die sich in zeitkonstitutioneller Hinsicht von den Formen der

Kohärenzsicherung, wie sie am Neuen Museum dargelegt wurden, erheblich unterscheidet. Nicht *Wiederholung* oder *Vergegenwärtigung*, sondern der gezielte *Bruch* mit der Vergangenheit erhält einen Wert. Eine der maßgeblichen Forderungen an die Architektur und das damit eng verknüpfte Ausstellungskonzept bestand deshalb darin, dass diese ein »gewandeltes Leitbild« (Rauchensteiner 2011:11) des deutschen Militärs zum Ausdruck bringen müssten. Anders als im Neuen Museum, wo das Erbe des Gebäudes zwar verschieden beschworen (Kap. 2), prinzipiell jedoch als Wert anerkannt wurde, müssen weite Teile des militärgeschichtlichen Erbes der Bundeswehr ausgeschlagen werden. Ungeachtet dessen kann über die diskontinuierlichen Brüche hinweg ein kohärentes und kontinuierliches Selbstbild stabilisiert werden.

Indem die Ewigkeitspostulate einer heroischen Selbstimagination anhaltend problematisiert werden, tritt an die Stelle unverbrüchlicher Wesensmerkmale und zeitloser militärischer Tugenden der skeptische Blick auf die eigene Vergangenheit und eine ungewisse Zukunft. Insbesondere das Misstrauen gegenüber alten Erfahrungsräumen und die Aussicht auf einen ungewissen Erwartungshorizont führen dazu, dass »Zukunft auf bekannte Weise unbekannt bleibt« (Koselleck, Kap. 1). Zum zentralen Merkmal dieses Kollektivierungsdiskurses wird der reflexive Umgang mit der eigenen Vergangenheit im Modus der Selbstkritik. Auch in der Verschwörung gegen das Erbe (Derrida, Kap. 2) wird dieses präsent gehalten. Denn diese Struktur des Erbens kommt in anhaltender Negation immer wieder auf sich selbst zurück und kann dadurch eine inkrementelle Vorstellung von Dauerhaftigkeit erzeugen (Kap. 6.4.4). Der dramatisch inszenierte Bruch erzeugt einen Fluchtpunkt der Selbstthematisierung, der normative Orientierung stiftet und dadurch die Distinktion von anderen Armeen ermöglicht. Reflexivität und anhaltende Neuperspektivierung erlauben eine »gleichermaßen im Fluss« befindliche »sekundäre Traditionalisierung« (Knoblauch, Kap. 1). Dadurch wird der Wert des Kritisierens und Hinterfragens der eigenen Institution zu einem entzeitlichten Wesensmerkmal. Allgemeiner formuliert bedeutet dies, dass die Bundeswehr ihre Identität durch die zentrale Thematisierung ihrer iterativen Nicht-Identität gewinnt (Kap. 6.5).

6.1. Selbstvergewisserung in schwierigem Gelände

Der Wert der Abgrenzung von der Vergangenheit wird aus den Besonderheiten der deutschen Militärgeschichte sofort ersichtlich. So verfügt die Bundeswehr über ein umfangreiches Repertoire an »nicht identitätsfähigen« Vergangenheiten. Diese stehen nicht nur einer affirmativen Identitätskonstruktion im Weg, sondern müssen durch Ablehnung *aktiv* auf Distanz gehalten werden. In zahlreichen Publikationen werden die spektakuläre Architektur Daniel Libeskind's und die museale Neukonzeption des MHM als räumlicher Ausdruck dieser Befremdung gedeutet. Der Ge-

samtkomplex sei demnach eine »kritisch codierte Architektur«, die die heroischen Inszenierungen der Vergangenheit hinterfrage, und daher kein Haus der »Sinnstiftung«, sondern der »Denkstiftung« (Pieken 2010b:7). Was für die Zeitkonstitution die kritische Abkehr und damit die »Diskontinuität« ist, stellt in Bezug auf die Raumkonstitution der häufig eingeforderte Anspruch der »Multiperspektivität« (Rogg 2011:9) dar. So wie die Betonung der Diskontinuität die Vergangenheit nicht beschließt, sondern stets neu perspektiviert, so bleibt auch der Anspruch der Multiperspektivität auf die Bundeswehr bezogen. Denn Geschichte multiperspektivisch zu erzählen setzt eine Standpunkt- und Interessenlosigkeit voraus, die im Falle des MHM gerade nicht gegeben ist. Wie die Expertenkommission der Neukonzeption der Ausstellung deutlich betonte, bedürfe das Militär generell – und damit auch die Bundeswehr im Speziellen – »einer aus den Leistungen der Vergangenheit gespeisten Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung.« (Konzeptgruppe 2003:31).

Bleibt die Funktion der »Identitätsstiftung« also auch im neu gestalteten Leitmuseum der Bundeswehr erhalten, so unterscheidet sich einzig der Modus, in dem die Vergangenheitsbezüge verräumlicht werden. Die Expertenkommission hob ebenfalls hervor, dass sowohl die Neukonzeption des Museums als auch die architektonische Gestaltung des Gebäudes sich an den »veränderten Aufgabenstellungen der Streitkräfte« orientieren müssen (a.a.O. 28). Im Sinne der Rekonstruktivität der Vergangenheit (Kap. 2) stehen die Traditionsbildung und ihr architektonischer Ausdruck auch hier im Dienst der sozialen und politischen Herausforderung der Gegenwart. In architektonischer, stadträumlicher sowie nationalstaatlicher Hinsicht zielt dieser Kollektivierungsdiskurs auf eine Integration möglichst vieler und immer wieder neuer Perspektiven. Dabei werden nicht mehr Einheit und Harmonie angestrebt, sondern das bewusste Stören räumlicher Relationen sowie die kreative (Re-)Kombination verschiedener räumlicher Bezugsgrößen. Dieser multiperspektivische Code der Verräumlichung erhält seinen Sinn einerseits aus der spezifisch deutschen Militärgeschichte, in der die Möglichkeit einer national begrenzten Selbstthematisierung historisch diskreditiert ist. Andererseits erscheint eine ausschließlich nationale Rahmung des Selbstbildes auch aufgrund gegenwärtiger Anforderungen, etwa der Einbindung in das westliche Verteidigungsbündnis, inopportun.

Die umfangreichen Deutungen der Architektur und der Ausstellung werden durch eine Vielzahl von Publikationen vermittelt. Dadurch werden sie der Analyse zugänglich, so wie damit die diskursive Vermittlungsbedürftigkeit der Architektur und Ausstellungskonzeption unterstrichen wird. Aufgrund dessen unterscheidet sich die Vorgehensweise der Interpretation des Textkorpus in diesem Kapitel von der Analyse der Debatte des Neuen Museums. Dies wird durch den unterschiedlichen Status der Empirie erforderlich, denn die diskursiven Formationen der Kritiker und Befürworter der Neukonzeption des MHM sind medial sowohl qualitativ als auch quantitativ sehr verschieden abgebildet. Der Fokus der folgenden

Analyse liegt auf den offiziellen Dokumenten, Veröffentlichungen sowie Stellungnahmen des Museums (Museumskataloge, Ausstellungsführer, Positionspapiere, museologische Leitlinien, Flyer, Ausstellungstexte, Interviews mit Vertretern des Museums), in denen Architektur und Ausstellungskonzept umfangreich gedeutet werden. Zudem bilden offizielle Dokumente der Bundeswehr, in denen diese ihr Selbstverständnis kodifiziert (Traditionserlässe, Konzeption der Inneren Führung), einen weiteren Kreis des Diskurses. Der mediale Gegendiskurs ist vor allem durch Artikel in Zeitschriften und Debattenbeiträgen zugänglich, die an den Rändern des politischen Spektrums verortet werden können. Die durch starke Ablehnung gekennzeichneten Diskursdokumente dienen dabei in erster Linie als Kontrastfolie (Overmann 2001:11), die es erlaubt, die Facetten der Selbstthematisierung des MHM deutlicher zu konturieren.

Die Spannungslinien des Diskurses, zwischen den Extremen eines heroischen Selbstbildes und einer Selbstthematisierung, die versucht, militärisches Pathos zu meiden, treten dadurch deutlich ins Profil. Dies gilt ebenso für die unterschiedliche Bedeutung, die der Selbstkritik und dem Hinterfragen der Vergangenheit zugeschrieben wird. Was einerseits als zentrales Wesensmerkmal höchste Relevanz erhält, wird an anderer Stelle als »einzigartiger Nationalmasochismus« (Frisch 2011:4) diffamiert. Die Beschreibung des Gegendiskurses dient, anders als im Diskurs des Neuen Museums, vor allem dazu, die Besonderheiten der Selbstbeschreibung der Bundeswehr hervorzuheben. Ohne diese Referenzgröße, die mit ihrer Forderung nach Stileinheit und zeitloser Konstanz weitgehend denselben Formationsregeln des heroischen Kollektivierungsdiskurses folgt, könnte nicht plausibel gemacht werden, worin die Charakteristika einer für die Bundeswehr *spezifischen* Selbstimagination liegen. Als Kontrastfolien und Referenzpunkte stellen diese gegenläufigen Deutungen eine unverzichtbare Hilfe für die Rekonstruktion eines dritten raumzeitlichen Kollektivierungsdiskurses dar.

Obwohl der Begriff Identität in den Publikationen des MHM eher selten verwendet wird, erscheint die Frage nach einem weiteren Kollektivierungsdiskurs dennoch richtig adressiert. Denn grundsätzlich muss davon ausgegangen werden, dass das MHM – welches eine Dienststelle der Bundeswehr ist und als deren Leitmuseum dient – eine zentrale Rolle bei der Vermittlung eines Selbstbildes der Armee einnimmt. Es erscheint vor diesem Hintergrund plausibel, dass das Museum als Lehr- und Ausbildungsstätte ein Identitätsangebot formulieren muss. Dass das MHM weiterhin eine zentrale Einrichtung der Selbstdarstellung und der Legitimierung staatlicher Gewalt bleibt, wird zu Beginn dieses Kapitels anhand der institutionellen Konstellation verdeutlicht.

Anlässlich der Sonderausstellung mit dem Titel »60 Jahre Bundeswehr« wies der Direktor des Museums und Oberst der Bundeswehr, Mattias Rogg, auf die generelle Verbindung zwischen Museen und Identitätsstiftung hin, wenn er schreibt: »History museums deal with questions of identity in a way that few other cultu-

ral institutions do. The Bundeswehr Museum of Military History is no exception.« (Rogg 2015). Obwohl dieser allgemeine Konnex auch im MHM erhalten bleibt, so ist der Modus, in dem der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr sein Selbstbild stabilisiert, in vielerlei Hinsicht besonders. Persistenz und Wandel sind ebenso wie die Spannung zwischen der Distanzierung von der Vergangenheit und der anhaltenden Anforderung nach Sinnstiftung anhand der wechselvollen Ortsgeschichte des Arsenalhauptgebäudes besonders deutlich erlebbar. Das Gebäude dient, wie den vorangegangenen deutschen Staaten, auch der Bundeswehr als Leitmuseum und als zentraler Ort militärischer Repräsentationen. Daraus ergibt sich schließlich das zentrale Dilemma, in welchem sich die Bundeswehr und mit ihr das MHM befinden. Einerseits besteht die Notwendigkeit, sich von der Vergangenheit abzugrenzen und weiten Teilen des historischen Erbes kritisch zu begegnen. Andererseits erfordert die Funktion des MHM, sich über die Alleinstellungsmerkmale der Institution zu verständigen und einen legitimen Traditionsbestand zu beerben. Aus dieser Gemengelage ergeben sich die zentralen Fragen: Inwiefern kann der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr im schwierigen Gelände deutscher Militärgeschichte über Geschichte legitimiert werden? Wie kann trotz der historischen Brüche und anhaltender Veränderungen ein kohärentes Identitätsnarrativ artikuliert und die hergestellten Vergangenheitsbezüge in der Architektur des Leitmuseums und in seiner diskursiven Deutung verräumlicht werden?

6.1.1. Das doppelte Dresden

AUSPICIIS ALBERTI REGIS – die Widmung des sächsischen Königs Albert, das Hoheitssymbol des sächsischen Wappens und das Königliche Initial »A« finden sich bis heute an zahlreichen Gebäuden der Dresdner Albertstadt.¹ Deren Entstehung stand ganz im Zeichen des Krieges. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1871 wird hier bis 1876 ein Komplex, bestehend aus Kasernen, Lazaretten, Magazinen, Munitionsfabriken, Militärgericht, Militärgefängnis, Heeresbäckerei, Soldatenheim, Artilleriedepots, Werkstätten und einer Garnisonskirche, errichtet (Lisewski 1997:11; Gräfe 2012:22ff.).

Die Geschichte Dresdens ist bereits seit der frühen Neuzeit eng mit der hier ansässigen Garnison verbunden. Nach dem Dreißigjährigen Krieg entstanden stehende Heere, die nicht mehr aus Lehnleuten, sondern aus Soldaten bestanden, die einem Herrscher unterstellt waren. Die territorialstaatliche Figuration der herausziehenden Moderne führte dazu, dass in Dresden dauerhaft eine Garnison behei-

1 So findet sich die Widmung AUSPICIIS ALBERTI REGIS im Mittelrisalit der ehemaligen Pionierkaserne, die heute vom Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) genutzt wird. Das königliche Wappen prangt noch immer im Tympanon des ehemaligen Militärgefängnisses in der Königsbrücker Straße und dem einstigen Militärgerichtsgebäude in der Fabricestraße.

matet wurde, deren Aufgabe im Schutz des Herrscherhauses lag. Fest eingebunden in den Kalender staatlicher, kirchlicher und städtischer Repräsentation war sie auch mit zivilen Aufgaben betraut, wie etwa dem Öffnen und Schließen der Stadttore (Bauer 2012:4ff.). Das Militär war in der Stadt stets sichtbar und stellte zudem einen beträchtlichen Wirtschaftsfaktor dar (a.a.O. 6). Mit der Errichtung des Militärkomplexes im Norden Dresdens am Ende des 19. Jahrhunderts erreicht die Bedeutung des Militärs einen vorläufigen Höhepunkt (Bauer 2012:6). Mit den Kasernen werden die Soldaten vor die Tore der Stadt verlegt. Der Bau der »größten zusammenhängenden Kasernenanlage des damaligen Deutschen Reiches« (Gräfe 2012:22) wurde durch das Anwachsen der Truppenstärke der Dresdner Garnison erforderlich² und ist unmittelbar mit dem Sieg über Frankreich von 1870/71 verbunden, denn die Fertigstellung konnte unter anderem durch französische Reparationszahlungen finanziert werden (von Loh 2012:97). Als *spiritus rector* dieser Militärstadt gilt der sächsische Kriegsminister General Alfred Graf von Fabrice (Gräfe 2012:24), dessen Mausoleum auch heute noch an der Haupteinschließungssache der Albertstadt zu sehen ist. Ebenso sind die anderen, zumeist aus Elbsandstein errichteten und schiefergedeckten Gebäude im Stil der Neo-Renaissance überwiegend zur Stadt hin ausgerichtet (Gräfe 2012:25). Auch durch diesen stadträumlichen Bezug wird die »Soldatenstadt« (Kunz 2003:5) zum Kontrapunkt und zum Komplement der Dresdner Altstadt.

Das Zentrum der im Volksmund auch »Kasernopolis« (Rogg 2011a:7) genannten Albertstadt bildet bis heute das Arsenalhauptgebäude, welches 1876 fertiggestellt wurde (Kunz 2003:7). Die exponierte Stellung der Dreiflügelanlage, deren Architekt in der Literatur zur Baugeschichte des Museums nur lose der »Semper-Schule« zugeschrieben wird (Pieken 2010a:25),³ wird durch einen künstlichen Sockel, auf welchem das Gebäude thront, deutlich unterstrichen. Die wehrhafte Rustika des Arsenalhauptgebäudes stellt einen Bezug zur Festungsarchitektur her und verstärkt damit den militärischen Charakter des Gebäudes. Genau zentriert erhebt sich auf der gebänderten Rustika ein Palladio-Motiv. Diese, Triumphbögen entlehnte, Anordnung wird im Mittelrisalit durch vier Kolossalsäulenpaare auf schlichten Postamenten gebildet und erstreckt sich über zwei Stockwerke. Der monumentalisierte Haupteingang wird schließlich durch verkröpfte Gesimse, einen Aufbau mit ehrenkranzgeschmückten Bogenfeldern und ein Konsolgesims bekrönt. Das Entree wird so zum weithin sichtbaren Bezugspunkt einer wehrhaft-militärischen und gleichermaßen triumphal-feierlichen Architektur.

2 Bestand diese noch 1855 aus 3.000 Soldaten wuchs sie bis 1873 auf 10.000 und bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges auf 15.000 Soldaten an (Gräfe 2012:23).

3 Inwiefern Fabrice in den Entwurf des Arsenalhauptgebäudes involviert war, bleibt ungewiss (Scheerer 2000:5). Auch wenn sein Einfluss wahrscheinlich ist, werden für die architektonische Ausführung der Gebäude in der Literatur neben Hermann Nicolai (von Loh 2012:93) auch die Architekten Niess und Rumpel genannt (Gräfe 2012:24).

Abbildung 26: Das Arsenalhauptgebäude im Jahr 1897. Die Gesamtanlage ist durch die Symmetrie der wehrhaften Architektur geprägt. Im Zentrum des monumentalen Eingangs ist die Widmung AUSPICIIS ALBERTI REGIS angebracht.



Auch die antikisierenden Kapitelle der Kolossalsäulen mit Akanthusblattwerk und behelmten Figuren unterstreichen den triumphalen Ausdruck. Die Kapitelle werden durch die Pilaster der Seitenflügel in gleichmäßigem Rhythmus fortgesetzt. Die Seitenrisalite werden durch flachgieblige Tympana abgeschlossen, die, etwas niedriger als der schmuckvolle Haupteingang, eine flankierende Funktion erfüllen. Die Gleichmäßigkeit der Seitenabschlüsse, die sich gegenüber dem Palladio-Motiv zurückhalten, trägt wesentlich zu der für die gesamte Anlage maßgeblichen Symmetrie bei. In den Feldern der Tympana ist jeweils ein in Stuck ausgeführtes Paar aus Ross und Reiter erkennbar. Die sich aufrichtenden Rosse sowie die Blickrichtung der Reiter fokussieren den Eingang. Die behelmten Reiter tragen Ehrenkränze und stellen damit den Bezug zu den Kränzen in den Bogenfeldern des Haupteingangs her. Die bestimmenden Motive von Wehrhaftigkeit und Triumph werden damit erneut aufgenommen. Die in älteren Aufnahmen abgebildeten Akrotere sind bereits in Darstellungen aus der Zeit der DDR nicht mehr vorhanden. Gleiches gilt für die Rüstungen und Trophäen der Attika, die ursprünglich das Gebäude nach oben abschlossen.

Die symmetrische Anlage der Albertvorstadt und der künstlich aufgeschüttete Sockel, mit dem das Arsenalgebäude exponiert wird, unterstreichen die Hierarchie der Baukörper. Die Erhöhung des Arsens erinnert unweigerlich an die Tempelarchitekturen der Nationalmuseen des späten 19. Jahrhunderts, wie sie etwa auch für die Berliner Nationalgalerie charakteristisch sind. Teil dieser heroisierenden Inszenierung des Militärs war die Sammlung im Inneren des ursprünglichen Arsens. Den Grundbestand bildeten neben der »Thierbachschen Gewehrsammlung« (Lisewski 2012:32ff.) Beutewaffen und Trophäen des ehemaligen Dresdner

Zeughauses, welche von der ruhmreichen Niederwerfung der Feinde zeugten. Der Doppelcharakter Dresdens als Stadt der Kunst und des Militärs wird dabei besonders deutlich. Einige Jahre nach Fertigstellung des Arsenalhauptgebäudes wurden die reichen Bestände des alten Dresdner Zeughauses von 1884 bis 1889 vom »Tempel des Waffenruhmes« zum »Tempel der Musen« umgebaut (Lisewski 1997:13). Das nunmehr Kunstschatze beherbergende alte Zeughaus erhielt fortan den Namen *Albertinum*. Ebenso wie für die im Entstehen begriffene Militärstadt stand auch hier der sächsische Fürst als Financier und Namensgeber Pate. Der im Norden Dresdens gelegene Stadtteil verweist damit auf eine Facette der Stadtgeschichte, die in den bestimmenden Topoi der Stadtnarrative vom »Elbflorenz« Canalettos und August des Starken kaum je thematisiert wurde. »Das alte Dresden«, wie es etwa durch Fritz Löfflers gleichnamiges Buch (1981, Orig. 1955) fest im öffentlichen Bewusstsein der Stadt verankert ist, scheint das *andere* Dresden zu überragen.⁴ Dresden war jedoch immer auch eine Stadt des Militärs und ist es bis heute (Heuser 2006:4). Dass dieses doppelte Dresden lange eine der größten Garnisonsstädte Deutschlands war (Kunz 2003:10), scheint jedoch kein breit geteilter Wissensbestand zu sein. *Albertinum* und *Albertstadt*, der Tempel der Musen und der Tempel der Waffen, Stadt und Militär standen stets in enger Verbindung.

Bereits kurze Zeit nach Fertigstellung des Arsenalgebäudes führten die militärstrategischen Entwicklungen und die Notwendigkeit der permanenten Kampfbereitschaft moderner Heere dazu, dass die getrennte Aufbewahrung von Truppen und Waffen ihren Sinn und damit auch Arsene alter Prägung ihre Daseinsberechtigung verloren (Kunz 2003:7). Aufgrund veränderter militärtechnischer Anforderungen war das Arsenalgebäude zum Anachronismus geworden. Indem das Gebäude am 2. Mai 1897 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, wird es schließlich fortan als Museum genutzt. Nicht mehr als Verwahrungsort für Beutewaffen und Kriegsgerät, sondern als Schaustätte militärtechnischer Leistungen wird das Areal zunehmend zur Selbstinszenierung der noch jungen deutschen Nation, vor allem aber des sächsischen Heeres genutzt. Ungeachtet der mannigfaltigen Brüche in der deutschen Geschichte weisen die militärgeschichtliche Prägung und museale Nutzung der Anlage dennoch eine erstaunliche Beständigkeit vom Sächsischen Königreich, dem Deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik über die Zeit des Nationalsozialismus und die Deutsche Demokratische Republik bis in die Gegenwart auf.⁵ Obwohl die Dresdner Albertvorstadt heute bis auf die

4 So findet sich in Fritz Löfflers auflagenstarkem Buch, welches die Erinnerung an die zumeist kriegszerstörten oder -beschädigten Bauten durch zahlreiche Abbildungen in der Dresdner Stadtgemeinschaft wachhielt, kein einziges Gebäude der Dresdner Albertstadt.

5 Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik lag der inhaltliche Fokus auf der sächsischen Armee. Die Bezeichnungen der Sammlungen in jener Zeit als »Königliche Arsenal-Sammlung«, »Königlich Sächsisches Armeemuseum« und schließlich »Sächsisches Armeemuseum« (Pieken 2011:17) zeugen davon.

Graf-Stauffenberg-Kaserne und das MHM weitgehend zivil genutzt wird (Pieken 2012b:90; von Loh 2012:93), hat das militärgeschichtliche Erbe aller historischen Episoden im Stadtraum, in den Straßennamen sowie in der Architektur der fast in Gänze erhaltenen »Soldatenstadt« Spuren hinterlassen.⁶

Der verlorene Erste Weltkrieg und die Revolution von 1918/19 brachten das Ende der Monarchie. Die königliche Militärstadt war damit durch den Lauf der Geschichte erneut aus der Zeit gefallen. Die Widmung AUSPICIIS ALBERTI REGIS verlor spätestens mit dem Abdanken des Königs ihren Sinn. Dass das Gebäude ebenso wie der Staat nun nicht mehr der Macht und dem Schutz des Fürsten unterstanden, soll der damalige König von Sachsen, Friedrich August III., zudem mit den Worten »dann Macht euren Dreck alleene« quittiert haben (Beyer 2012:67). Als Folge des Versailler Vertrages wurden die Maschinen der Artilleriewerkstätten und Munitionsfabriken verschrottet. In den leerstehenden Räumlichkeiten des Arsenaldepots siedelte sich nun zivile Industrie an (Gräfe 2012:30). Diese ist bis heute vor allem im Norden des Arsenalareals anzutreffen. Die Zukunft des Armeemuseums blieb zunächst ungewiss. Öffentlich wurden sowohl dessen Schließung und die Vernichtung seiner Bestände ebenso wie die Aufwertung im Sinne nationalistischer Revision gefordert (Kunz 2003:9). Ungeachtet dessen, dass in dieser Zeit weite Teile der Kasernen anderen Nutzungen zugeführt wurden, beherbergte das Arsenalgebäude auch in der Weimarer Republik das Sächsische Armeemuseum. Mit dem Umzug der Infanterieschule der Reichswehr von München nach Dresden, welcher durch den gescheiterten Hitlerputsch erforderlich wurde, wurde Dresden 1928 zu einer der größten Garnisonen der Weimarer Republik (Beyer 2012:68). Die große militärische Bedeutung der Stadt lässt sich auch anhand der Tatsache verdeutlichen, dass jeder 23. Soldat der Reichswehr in Dresden stationiert war (Wehner 2012:56). War der Putsch von 1923 noch gescheitert, so ergriffen bekanntlich 1933 die Nationalsozialisten die Macht, wodurch die Zukunft des Arsenalhauptgebäudes auf nunmehr bereits *bekannte Weise erneut unbekannt* wurde.

Das statistische Verhältnis änderte sich bis 1939 dahingehend, dass nur noch etwa jeder 200. deutsche Soldat in Dresden stationiert war (a.a.O. 57). Nichtsdestotrotz blieb Dresden auch in dieser Zeit von großer militärischer Bedeutung. Dies zeigt sich darin, dass in Dresden-Klotzsche die erste Luftkriegsschule Deutschlands errichtet wurde. Dresden war zudem Standort der ersten Panzerereinheit der Wehrmacht; eines »Stammбатаillons« der SS-Pioniere sowie eines Außenlagers des

6 Neben den denkmalgeschützten Bauwerken der Albertstadt sind es vor allem die weitläufigen Anlagen der Graf-Stauffenberg-Kaserne sowie das Arsenalgelände, die den militärischen Charakter des Stadtteils bis heute prägen. Auch zeugen zuweilen noch Reste der Außenwerbung von Geschäften, die militärbezogene Dienstleistungen anboten, von der einstigen wirtschaftlichen Bedeutung der Garnison für die Bevölkerung. So ist etwa an der Fassade eines Hauses in der Rudolf-Leonhard-Straße noch sichtbar, dass hier einst die »Anfertigung von Uniformkragen« beworben wurde.

Konzentrationslagers Flossenbürg (Wehner 2012:60). Der Historiker Jens Wehner kommt deshalb zu dem Schluss, dass die Dresdner Garnison einen »wesentlichen Beitrag für den Eroberungs- und Vernichtungskrieg der deutschen Wehrmacht« leistete und somit »im Koordinatensystem des Dritten Reiches einen bedeutenden Platz« einnahm (Wehner 2012:63). Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 wurde auch das Museum in den Dienst der allgemeinen Kriegsvorbereitung gestellt (Kunz 2003:9). Mit dem Überfall der Wehrmacht auf Polen wuchsen die Bestände des nunmehr »Heeresmuseum Dresden«, später »Armeemuseum Dresden« genannten Arsenalgebäudes. Am »Tag der Wehrmacht«, am 23. Mai 1941, wurden Beutewaffen von aktuellen Kriegsschauplätzen ausgestellt (a.a.O. 10). Erneut bot der Ort eine treffliche Bühne für die Inszenierung von militärischer Stärke und der ruhmreichen Niederwerfung der Feinde. Verweise auf die Zeit des Nationalsozialismus finden sich in der Albertstadt heute vor allem anhand von Straßennamen und Platzbezeichnungen, die an die Gruppe um den Hitlerattentäter Stauffenberg erinnern. Die ehemalige Nordallee, die die Haupterschließungsachse der Albertstadt darstellt, wurde 1991 in Stauffenbergallee umbenannt. Der Schnittpunkt von Stauffenbergallee, (Friedrich) Olbrichtplatz und Hans-Oster-Straße befindet sich vor dem Arsenalhauptgebäude und damit im Zentrum der Albertstadt. Diese stadt-räumliche Zentralität verweist bereits auf die Traditionsbildung der Bundeswehr, die mit den Mitgliedern der Gruppe des 20. Juli 1944 ein nicht unumstrittenes Erbe beschwört und ins Zentrum ihrer Selbstthematisierung stellt.⁷

Albertstadt und Armeemuseum überstanden die Bombenangriffe auf Dresden in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 fast unversehrt (Rogg 2012:102). Nach 1945 begann abermals eine neue Episode in der Geschichte des Ortes. Der ehemalige Hort der Beutewaffen wurde selbst zur Beute und von der Roten Armee nach Moskau und Leningrad abtransportiert. Mit der Direktive des Alliierten Kontrollrates, alle »Museen und Ausstellungen militärischen Charakters« aufzulösen, wird auch das Armeemuseum 1947 geschlossen (Kunz 2003:10). Nach einer Interimszeit von zehn Jahren beginnt die Nationale Volksarmee (NVA) erneut damit, ein militärhistorisches Museum zu planen. Das dafür anvisierte Marmorpalais in Potsdam ist als Ort des »ersten sozialistischen deutschen Armeemuseums« allerdings nur bedingt geeignet, weshalb man schließlich 1967 wieder auf das vormalige Arsenalhauptgebäude in Dresden zurückkommt (a.a.O. 11f.). Baulich erhielt das Gebäude eine moderne Ergänzung in Gestalt eines flachen Vorbaus, der dem Haupteingang vorgelagert war. Außerdem wurde das Staatswappen der DDR als weithin sichtbares Zeichen staatlicher Macht im Zentrum des triumphalen Eingangs, ungefähr auf der Höhe der einstigen königlichen Widmung, angebracht.

7 Auf den inhärenten Antisemitismus und die keinesfalls lupenrein demokratische Gesinnung der Gruppe um Stauffenberg hat Eike Geisel aufmerksam gemacht (Geisel 2015, Orig. 1994).

Abbildung 27: Das Armeemuseum der NVA im Jahr 1972. Eingangsbereich mit vorgelagertem Flachbau und dem Staatswappen der DDR.



Im Zentrum der Ausstellung stand die Konstruktion von »revolutionären Traditionen« (Rogg 2012:102). Von den als »frühbürgerliche Revolution« bezeichneten Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts über die Befreiungskriege gegen Napoleon bis zur Befreiung vom Hitlerfaschismus durch die Rote Armee war hier alles in einen teleologisch gerichteten Geschichtsverlauf eingefasst. So wie die BRD in der Nachkriegszeit die Allianz mit den Westmächten in ihr Selbstbild integriert, so wurde in der DDR die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetunion beschworen und mit der Betonung der preußisch-russischen Allianz gegen Frankreich während der Befreiungskämpfe über die Geschichte legitimiert. Im Innenhof des MHM befindet sich heute ein Gemälde von Bruno Dolinski, welches Geschichte als Abfolge revolutionärer Umwälzungen thematisiert. Obwohl dieses nicht Teil des Armeemuseums der NVA war, verdeutlicht es dennoch diesen Aspekt und das Geschichtsbild des SED-Staates.

Zudem konnte durch die Grenzziehung zwischen Faschismus und Kommunismus eine legitime deutsche Tradition des Antifaschismus betont werden. Der internationale Kampf gegen den Faschismus erlaubte, die deutschen Kommunisten in die Nationen einzureihen, die sich gegen den Faschismus erhoben hatten. Der Umweg über den Internationalismus bot die Möglichkeit, den diskreditierten Teil der deutschen Geschichte als Barbarei des Nazismus von der freiheitlich-

antifaschistischen Tradition abzuspalten.⁸ Der antifaschistische Internationalismus erlaubte so, eine Traditionslinie zu konstruieren, mit der sich auch die Streitkräfte der DDR von ihrer Vergangenheit abgrenzen konnten. Ohnehin hatte die internationale »kommunistische Humanität geschichtsnotwendig das letzte Wort« (Knigge 2009:125, Herv. im Orig.). Diese Form der Selbstthematisierung im Einklang mit der marxschen Geschichtsphilosophie kann vor dem Hintergrund der bisher gewonnenen Erkenntnisse also als historizistischer Kollektivierungsdiskurs (Kap. 5.4) bezeichnet werden.

Tatsächlich war das vorläufige Ende der Geschichte bereits 1990 auch im NVA-Armeemuseum erreicht – freilich ganz anders, als das marxistisch-leninistische Geschichtsbild es vorhergesehen hatte.⁹ Durch die historischen Ereignisse war das Museum erneut aus der Zeit gefallen und die Zukunft erneut *auf bekannte Weise unbekannt*.

Mit der Wiedervereinigung geht die zuvor drastisch reduzierte Truppenstärke der NVA in der Bundeswehr auf (Kunz 2003:14) Mit den Soldaten und Beständen der DDR-Armee musste die Bundeswehr ein weiteres Erbe deutscher Militärgeschichte integrieren. Neben den dominanten Hoheitssymbolen der DDR, welche unmittelbar nach der Wiedervereinigung von der Fassade des Museums entfernt wurden, verschwindet auch der flache Eingangsbau der 1970er Jahre. Dieser wird allerdings erst im Zuge der umfangreichen Neugestaltung des Gebäudes ab 2001 vollständig demontiert (a.a.O. 15f.). Als ein bauliches Zeugnis aus der Zeit der DDR haben sich im Norden des Arsenalgeländes die denkmalgeschützten Gebäude der VEB Turbinenfabrik erhalten, in welchen heutzutage sowohl militärisch als auch zivil genutzte Werkstätten untergebracht sind.

Mit dem Entschluss des Bundesministers der Verteidigung vom 14. Juni 1994 über die »Konzeption für das Museumswesen in der Bundeswehr« wurde bekräftigt, dass dem Militärhistorischen Museum Dresden die Funktion eines Leitmuseums im Museums- und Sammlungsverbund der Bundeswehr zukommt. Das ehemalige Arsenalhauptgebäude dient somit der Bundeswehr und damit bereits dem sechsten deutschen Staat als zentraler Ort der Selbstthematisierung. Trotz dieser Konstanz der Repräsentation staatlicher Streitkräfte sowie der anhaltenden militärischen Prägung des Stadtteils sind erneut andere Formen der Selbstdarstellung erforderlich. Ungeachtet des für eine Vielzahl der militärischen Bauten der Albertvorstadt ausgesprochenen Denkmalschutzes wurde mit Beginn der Planung für die

8 Diese Form der Traditionsbildung wird im Gedenken an den Aufstand der Gefangenen von Buchenwald besonders anschaulich (Knigge 2009). Die diskursive Konstruktion einer antifaschistischen Internationalen, die die Deutschen zu Gleichen unter Gleichen werden ließ, findet sich auch in dem vom Militärverlag der DDR herausgegebenen Buch »Stärker als die Wölfe« (Kühn/Weber 1984: insb. 82ff.).

9 Für eine detailliertere Analyse der Raum- und Zeitbegriffe auf der Ebene der politischen Selbstlegitimation des SED-Staates siehe Kibel (2019).

Abbildung 28: Das Wandbild von Bruno Dolinski entstand Mitte der 1970er Jahre und zeigt Motive der Befreiungskriege. Die Graffiti im unteren Drittel zeugen von der erneuten Revision dieses Geschichtsbildes.



Neukonzeption der Ausstellung auch eine weitreichende architektonische Neugestaltung des Arsenalgebäudes angestrebt. Wie tiefgreifend die bauliche Veränderung ausfallen würde, war zum Zeitpunkt des Wettbewerbs noch nicht zu erahnen. Entsprechend seiner Geschichte im 20. Jahrhundert sahen das Gebäude und die Ausstellung, die es beherbergte, erneut einer ungewissen Zukunft entgegen.

Anstelle der Militaria-Sammlungen des ehemaligen Arsenal und »Schatzgewölbes« sollte nun ein »sehenswertes Museum« entstehen, welches den »museumpädagogischen Anforderungen des zu Ende gehenden 20. und des beginnenden

den 21. Jahrhunderts« gewachsen sein musste (Rauchensteiner 2011:11). Entgegen den denkmalpflegerischen Bemühungen um das Neue Museum in Berlin stand dabei die gezielte Abgrenzung von einer problematischen Vergangenheit im Vordergrund, die auch architektonisch zum Ausdruck gebracht werden sollte. Zwar wird das Arsenalhauptgebäude in der Denkmalbegründung des Landesdenkmalamtes als das »aufwendigste und architekturhistorisch interessanteste Bauwerk der Albertvorstadt« beschrieben, dessen öffentliches Erhaltungsinteresse aus seiner »baukünstlerischen, militärgeschichtlichen und städtebaulichen Bedeutung« resultiere (Müller 2012). Dennoch führte dies nicht dazu, dass die Bausubstanz unantastbar wurde. Wurde das Neue Museum von den Kollektivierungsdiskursen übereinstimmend als wertvoll thematisiert und von allen Beteiligten ein respektvoller Umgang mit der historischen Substanz eingefordert, so wurden die ersten Entwürfe für die Umgestaltung des Arsenalgebäudes mit dem Hinweis zurückgewiesen, dass »die meisten Architekten vor dem historischen Gebäudekomplex zu viel Respekt« gehabt hätten (Rauchensteiner 2011:14, Herv. JK).

Der Entwurf des Architekten Daniel Libeskind, der den Wettbewerb für sich entscheiden konnte und im Jahr 2002 den Auftrag zur Umgestaltung erhielt, durchdringt mit einem massiven Keil aus Stahl und Beton das Gebäude im Innern wie im Außenbereich vertikal. Die windschiefe Dreiecksform steht in deutlichem Kontrast zur Symmetrie der Fassade. Im vorderen Teil des Gebäudes überragt der Keil den triumphalen Mittelrisalit steil und fällt im hinteren Gebäudeteil, den er ebenfalls durchdringt, flach ab. Durch die Stahllamellen des modernen Baukörpers hindurch sind die asymmetrischen Querverstrebungen im Inneren des Keils je nach Beleuchtung entweder kaum oder aber deutlich zu erkennen. Der massive Charakter des Keils wird je nach Tageslichteinfall verstärkt oder abgemildert. Die Asymmetrie des Keils wird durch die Wegeführung im Äußeren aufgenommen. Neben dem unmittelbaren Gebäudeumfeld werden durch die Spitze des Keils, die auf einen der Dresdner Kriegstrümmerberge verweist, neue stadträumliche Bezüge hergestellt. Durch die Neu-Anordnung der Architektur (Spacing) und die Syntheseleistung der Diskursivierung (Löw, Kap. 4) entsteht eine neue Relationierung von Altstadt und Albertstadt. Indem auf die Zerstörung Dresdens verwiesen wird, werden die Geschichte der Stadt und das verheerende Zusammenspiel der beiden Teile des doppelten Dresdens auf neue Weise verräumlicht.

Nachdem der Umbau des Arsenalhauptgebäudes und die konzeptionelle Neuausrichtung der Sammlung abgeschlossen waren, konnte das vollständig umgestaltete Arsenalhauptgebäude schließlich am 14. Oktober 2011 zum wiederholten Mal in seiner Geschichte feierlich eröffnet werden. An dem Keil, der nun die Fassade des alten Gebäudes senkrecht durchteilt, schieden sich ebenso die Geister der nun aufkommenden Debatte.

6.1.2. Die institutionelle Konstellation

Nach der Darstellung der wechselhaften Ortsgeschichte ist es zunächst wichtig darauf hinzuweisen, dass ungeachtet der tiefgreifenden Umgestaltung des Museums dessen Funktion konstant blieb. Denn so wie das ehemalige Arsenalhauptgebäude weiterhin im Zentrum des sanierten Arsenalkomplexes steht, stellt das neue MHM erneut ein Abbild staatlicher Selbstvergewisserung dar. Mit der Nennung der »Konzeption für das Museumswesen der Bundeswehr« (1994) ist bereits auf die besondere institutionelle Konstellation hingewiesen, die im Folgenden skizziert werden soll. Da dem MHM als Leitmuseum der Bundeswehr erneut »eine Schlüsselstellung« zukommt (Rogg 2011a:13), wird es oft als *pars pro toto* für das Selbstbild der Institution und als deren musealer Ausdruck bezeichnet. Neben der Darstellung der involvierten Akteure wird im folgenden Unterkapitel die Entwicklung der Neukonzeption nachgezeichnet, um die später zu analysierenden Diskursdokumente benennen und zuordnen zu können.

Akteure des Diskurses aus Wissenschaft und Politik

Am Anfang stand also der am 14. Juni 1994 erlassene Beschluss des Bundesministers der Verteidigung zur »Konzeption für das Museumswesen in der Bundeswehr« (1994), mit welchem dem MHM die Funktion eines Leitmuseums im Museums- und Sammlungsverband der Bundeswehr zukommt (Kunz 2003:15). Obwohl die Entscheidungsträger – Bauherrin ist die Bundesrepublik, vertreten durch das Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) – zu diesem Zeitpunkt noch keinen umfangreichen Neubau erwogen, ging es darum, »notwendige grundlegende Veränderungen am ehemaligen Armeemuseum der DDR« durchzuführen. Das gesteckte Ziel bestand von Beginn an und allen historischen Widrigkeiten zum Trotz darin, den Ort, das Gebäude und das Museum so zu gestalten, dass »sich die Bundeswehr und darüber hinaus der Gesamtstaat mit diesem Museum identifizieren konnten.« (Rauchensteiner 2011:11). Dieser Aspekt muss deutlich unterstrichen werden, da die Größe der Aufgabe damit prägnant artikuliert wird. »Bundeswehr« und »Gesamtstaat« müssen sich mit diesem Museum identifizieren können. Die Funktion des Gebäudes als Identifikationsort mit einem staatlichen Selbstbild bleibt in der Gegenwart erhalten. Die eigentümliche Rede vom »Gesamtstaat«, der sich mit diesem Haus identifizieren müsse, macht deutlich, dass das identitätsstiftende Potenzial, welches dem Haus abverlangt wird, nicht allein auf die Integration der Bundeswehr beschränkt bleibt, sondern zudem gesamtgesellschaftliche Strahlkraft entfalten sollte.

Durch die enge Verbindung von Staat und Museum kann die Umgestaltung des MHM durchaus als eine *Repräsentation* staatlicher Macht verstanden werden. Durch den methodischen Zugang der wissenssoziologischen Hermeneutik (Kap. 3)

wird allerdings gewährleistet, dass auch anderslautende *Rezeptionen* dieses staatlichen Ausdrucks analysiert werden können. Da diese Oberflächenhermeneutik jedoch nicht ohne die Kenntnis der strukturellen Dimension ihres Gegenstandes auskommt, muss im Folgenden die institutionelle Konstellation der Akteure dargestellt werden. Bereits mit der Wiedervereinigung 1990 wurde das Museum dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) unterstellt.¹⁰ Mit der Entscheidung von 1994 wurde aber schnell klar, dass die problematische Geschichte des Ortes einem Museum, mit dem sich der »Gesamtstaat« identifizieren könne, im Weg stand. 1998 schließlich wird der Erweiterte Wissenschaftliche Beirat (EWB) vom Bundesminister der Verteidigung berufen. Dieser sollte das Museum »beraten und notfalls korrigierend begleiten«. Dies war die »Geburtsstunde des Erweiterten Wissenschaftlichen Beirates« (EWB), welcher aus dem Wissenschaftlichen Beirat (WB) des MGFA hervorging. Im Unterschied zum WB, der primär auf Forschung ausgerichtet war, bestand die Aufgabe des EWB explizit darin, sich der neuzugestaltenden Ausstellung zu widmen (Rauchensteiner 2011:11). Die komplexe Aufgabe der Umgestaltung des Museums in identitätspolitisch schwierigem Gelände und die Ausarbeitung einer Konzeption für das neue Leitmuseum bedurften einer Vielzahl wissenschaftlicher und personeller Ressourcen, die direkt von staatlicher Seite (dem Bundesminister der Verteidigung) berufen und einer wissenschaftlichen Institution der Bundeswehr (dem MGFA) unmittelbar zugeordnet waren. Der EWB wird auch nötig, so lässt sich daraus folgern, da die Überführung der deutschen Militärgeschichte in ein kohärentes Narrativ der Selbstdarstellung mit den bisherigen Konzepten und militärgeschichtlichen Darstellungsformen nicht zu bewerkstelligen war.

Die Bedeutung des EWB, der aus »renommierten Historikern, Museumswissenschaftlern und einem aktiven sowie einem pensionierten General der Bundeswehr« bestand (Kraus 2011:43), wird vom ehemaligen stellvertretenden Leiter des Museums als maßgeblich für die »Selbstvergewisserung und Selbstbestimmung der Projektgruppe Neukonzeption« bezeichnet (a.a.O. 47). Dennoch, so zeigt die Darstellung der institutionellen Zusammenhänge, ist der EWB stets dem MGFA, damit dem Referatsleiter Innere Führung und über diesen schließlich dem BMVg rechenschaftspflichtig. Denn das MGFA untersteht dem Referatsleiter Innere Führung, dessen Position direkt im Führungsstab der Streitkräfte des BMVg angesiedelt ist. Dieser nimmt über seinen »Referenten für das Museumswesen der Bundeswehr« direkten Einfluss auf die inhaltlichen und administrativen Linien bei der Verwirklichung der neuen Ausstellung.« (a.a.O. 41f). Die Weisungsbefugnis

10 Der Forschungsfokus des »Militärgeschichtlichen Forschungsamts« (MGFA) umfasst mittlerweile sowohl historische als auch sozialwissenschaftliche Untersuchungen. Unter anderem deshalb wurde das Amt 2012 in »Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr« (ZMSBw) umbenannt.

des MGFA und damit des Bundesministeriums hat also auch über die Phase der Neukonzeption hinaus Bestand: »Das MHM ist als militärische Dienststelle truppendienstlich und fachlich dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) in Potsdam unterstellt.« (Ebd.). Hier werden zwei Aspekte ersichtlich: Der Einfluss der Inneren Führung ist groß und unmittelbar. Neben der direkten Einflussnahme wird außerdem deutlich, dass das MHM als Dienststelle der Bundeswehr fortlaufend dem Einfluss der staatlichen Institutionen ausgesetzt bleibt.

Dass durch den Beirat dennoch richtungsweisende Impulse für die Konzeption des Museums gegeben wurden, zeigt das Grundsatzpapier des Historikers Gregor Schöllgen (der ebenfalls Teil des EWB war). Dieses wurde 1999 vom BMVg in Auftrag gegeben. Darin wird dafür plädiert, Militärgeschichte als integrativen Bestandteil der Geschichtswissenschaft zu verstehen (Schöllgen, zitiert nach Rauchenstein 2011:11). Daraus resultierte der Anspruch, Militärgeschichte im Zusammenhang von geschichtlichen Gesamtentwicklungen einer Epoche darzustellen (a.a.O. 12). Eine Weitung des inhaltlichen Fokus war also fachlich gewünscht, womit nicht mehr nur exklusiv Militärgeschichte, sondern ebenso zivile Aspekte des Krieges thematisiert werden sollten. Diese thematische Weitung ist eine der maßgeblichen Richtungsentscheidungen des EWB und definierte eine der Leitlinien der späteren Ausstellung. Außerdem bedeutet dies eine Revision einer noch 1992 vom MGFA formulierten Forderung. Danach sollte die Darstellung der deutschen Militärgeschichte vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation bis in die Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der sächsischen Militärgeschichte im Mittelpunkt der Ausstellung stehen (a.a.O. 13). Auch ein umfangreicher architektonischer Eingriff und ein weitreichender Neubau waren anfänglich keineswegs geplant. Die Arbeiten des EWB hatten also eine deutliche konzeptionelle Neubestimmung zur Folge. Diese führte sowohl zur inhaltlichen Erweiterung der Ausstellung als auch zu einer umfassenden architektonischen Veränderung des bestehenden Museums. Die dadurch herbeigeführte Hauptverschiebung in der Entwicklung des Museumskonzeptes bestand also vom *Rückgriff* auf die »Strukturen der ursprünglichen Albertstadt« (Kunz 2003:14) zu deren umfangreichen *Revision*.

Im Dezember 2001 werden die Ergebnisse des EWB dem Beirat des Ministers für das Militärgeschichtliche Forschungsamt (MGFA) präsentiert. Das Konzept, welches mit wenigen Änderungen angenommen wurde, bildete die Grundlage des Wettbewerbs, mit dem das Team aus Architekten und Ausstellungsgestaltern ermittelt werden sollte (Kraus 2011:41). Im Jahr 2002 wurde schließlich der Architekt Daniel Libeskind mit der Sanierung des Altbaus und der Gestaltung eines Neubaus beauftragt. Außerdem erhielten die Innenarchitekten HG Merz und Barbara Holzer den Auftrag für die Gestaltung der Ausstellung.

Das Geflecht der institutionellen Zusammenhänge ist nicht leicht zu durchschauen. Es ist aber wichtig darauf hinzuweisen, dass das MHM in der Konzeption seiner Neugestaltung sowie in seiner gegenwärtigen Tätigkeit als Dienststelle

der Bundeswehr (Kraus 2011:43) direkt mit der höchsten Ebene staatlicher Institutionen verbunden ist. Darüber hinaus bleibt das MHM als Ort der Ausbildung von Führungskräften der Armee und in deren Legitimierung auf eine staatliche Funktion bezogen. Anhand der Darstellung der institutionellen Konstellation kann verdeutlicht werden, dass das musealisierte Selbstbild des MHM in hohem Maße von den Entscheidungen staatlicher Akteure abhängt. Dass der anhaltende Einfluss auch über die Phase der konzeptionellen Verständigung hinaus besteht, wird nicht nur im »direkten Einfluss« des MGFA und des Referatsleiters Innere Führung deutlich (Kraus 2011:41f.), sondern ebenso in der Koordination der Bauaufgaben, die der Wehrbereichsverwaltung Ost (WBV Ost) und damit einer weiteren staatlichen Behörde oblag (a.a.O. 43).

Zuordnung der Diskursdokumente

Nachdem die institutionelle Konstellation verdeutlicht wurde, können nun die Diskursdokumente zugeordnet werden. Jeder der bisher genannten Akteure nimmt durch Erlässe (BMVg 1982, 1994, 2008, 2018a, 2018b), Konzepte (Konzeptgruppe 2003; Merz/Holzer 2003; Pieken 2010a, 2010b, 2012a) sowie eine Vielzahl von Publikationen, in denen Architektur und Ausstellung des Museums gedeutet werden (Libeskind 2003, 2010, 2011; Pieken 2010b, 2012a; Libeskind/Pieken 2013; Pieken/Rogg 2011a, 2011b), am Diskurs des MHM teil. Diese Diskursdokumente sind ein wichtiger Transmissionsriemen zwischen dem Selbstverständnis der Institution und der Öffentlichkeit. Dadurch, dass die Bundeswehr der öffentlichen Akzeptanz bedarf, muss ihr Leitmuseum auch die Aufgabe der Legitimation des Militärs erfüllen (Konzeptgruppe 2003). Neben den beiden Ausstellungsführern, die Museumsdirektor Matthias Rogg und der Projektleiter der Neukonzeption Gorch Pieken im Jahr 2011 editierten, stellen auch die bereits ab dem Jahr 2000 regelmäßig vom MHM herausgegebenen Hefte mit dem Titel »Sammeln, Bewahren, Erforschen, Ausstellen« einen wichtigen Teil der Diskursivierung dar. Dies gilt insbesondere für die Ausgaben Nr. 1 und Nr. 5, in denen sowohl die Ausstellungen von 1990 bis 2000 sowie die Geschichte des Arsenal als Museum ausführlich dargestellt werden (Scheerer 2000, 2003). Außerdem boten die Museumshefte sowohl der Expertenkommission der Neukonzeption, dem Architekten des Neubaus, Daniel Libeskind, als auch den Innenarchitekten HG Merz und Barbara Holzer die Möglichkeit der umfangreichen Darstellung ihrer Entwürfe. Gerade die vermittlungsbedürftige und in weiten Teilen auf Versprachlichung angewiesene Architektur Libeskinds (Kap. 3) ist Gegenstand zahlreicher weiterer Veröffentlichungen. Zudem werden die Entwürfe Libeskinds auf dessen Homepage erklärt. Auch die so veröffentlichte Deutung der Architektur ist damit der Analyse zugänglich.

Vor allem der Einfluss des Referatsleiters Innere Führung macht deutlich, dass das MHM ein unmittelbarer Ausdruck dieses zentralen Selbstbestimmungsnarra-

tivs der Bundeswehr ist. Dass das Konzept der Inneren Führung das Selbstverständnis der Bundeswehr definiert, wird bereits im Titel der zentralen Dienstvorschrift »Innere Führung – Selbstverständnis und Führungskultur« (2008) deutlich. Als zentraler Zweck dieser Regelung wird explizit die »Festlegung der Konzeption der Inneren Führung als grundlegendes Prinzip des Dienstes in der Bundeswehr« hervorgehoben. Des Weiteren kodifiziert dieses Konzept das »Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten« (2008, Titelseite). Als »zentrale Dienstvorschrift« hat die Konzeption der Inneren Führung zudem verbindlichen Charakter. Gleiches gilt für die unmittelbar aus der Feder des Bundesministeriums der Verteidigung stammenden Traditionserlässe von 1965, 1982 und deren Neufassung, die die Bundesverteidigungsministerin am 28. März 2018 anlässlich der Umbenennung einer Kaserne unterzeichnete. Allein die Existenz dieser Dokumente und die Reformulierung des Traditionserlasses von 1982, zur welcher sich die Ministerin Ursula von der Leyen nach dem Eklat um Nazidevotionalien in Kasernen der Bundeswehr veranlasst sah, verdeutlichen die Virulenz und die Schwierigkeiten der Traditionspflege der Bundeswehr.

Überdies steht das »grundlegende Prinzip des Dienstes in der Bundeswehr« (ebd.) immer wieder im Zentrum der Kritik. Vor allem die ablehnende Haltung gegenüber dem MHM, wie sie im medialen Gegendiskurs unüberhörbar ist, nimmt immer wieder Bezug auf das Konzept der Inneren Führung. Die diskursive Verbindung zwischen der Neukonzeption und der Inneren Führung bleibt auch hier, diesmal negativ gewendet, erhalten; beispielsweise wenn dieses Selbstverständnis als »Innerer Wahnsinn« diffamiert wird (Springer, Sezession im Netz 2012). Zu den umfangreichen Beschlüssen, Erlässen, Konzeptpapieren und Ausstellungsführern kommt so ein weiteres Korpus an Zeitschriftenbeiträgen und Zeitungsartikeln. Zwar übernimmt der medial abgebildete Diskurs weitgehend die Deutungen der Museumsmacher; harsche Kritik hingegen und gänzlich andere Deutungen von Architektur und Ausstellung kommen vonseiten politisch teilweise weit rechts stehender Zeitschriften (Meyer, Junge Freiheit 2012; Frisch, Nationalzeitung 2011). Wie bereits ausgeführt wird dieser Gegendiskurs vor allem dazu dienen, die offiziellen Selbstdarstellungen und Deutungen von Architektur und Ausstellung besser zu konturieren.

Mit der Darstellung der institutionellen Konstellation lässt sich einerseits ein Beleg dafür finden, dass die militärische Nutzung ungebrochen und die selbstvergewissernde Schaffung von Identitätsangeboten erhalten bleibt. Andererseits zeigt die Fülle der Publikationen auch, dass dieses Angebot vermittlungsbedürftig und die Architektur, die dies ausdrücken soll, deutungsbedürftig ist. Im Folgenden soll das Selbstbild der Bundeswehr, wie es in den Traditionserlässen und der Konzeption der Inneren Führung kodifiziert ist, genauer dargestellt werden. Diese Dokumente sind keineswegs randständig für den Diskurs und die verschiedenen Deutungen des MHM. Obwohl nur selten innerhalb des Diskurses explizit darauf

Bezug genommen wird, gilt dies auch für die Traditionserlässe, da, wie die institutionelle Konstellation gezeigt hat, diese Dokumente die Rahmenbedingungen und die Freiheitsgrade definieren, innerhalb derer sich das »musealisierte Selbstverständnis der Bundeswehr« (Rauchnsteiner 2011:11) bewegt.

6.2. Die Kodifizierung des Selbstbildes

Wie die Darstellung der Ortsgeschichte gezeigt hat, bestehen neben Kontinuitäten auch zahlreiche Brüche in der deutschen Militärgeschichte. Zwischen diesen muss die Traditionsbildung der Bundeswehr stets manövrieren. Die teilweise widersprüchlichen raumzeitlichen Anforderungen sowie die Skepsis gegenüber einem durch die Geschichte diskreditierten Kollektivismus bilden dabei zentrale Spannungslinien. Dieses schwierige Gelände, in welchem sich der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr bewähren muss, soll im Folgenden genauer analysiert werden.¹¹ Damit reagiert dieser nicht nur auf historische Schwierigkeiten, sondern auch auf die Erfordernisse der Gegenwart.

Anhand der bereits erwähnten Traditionserlässe und der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung kann dies erläutert werden. Die Traditionsbildung der Bundeswehr reagiert dabei auf mindestens drei Herausforderungen: Zeitkonstitutionell muss zwischen Kontinuität und Diskontinuität vermittelt werden; raumkonstitutionell erscheint eine alleinige nationalräumliche Fixierung inopportun; schließlich muss zwischen einem kollektivistischen Corpsgeist und dem Schutz individueller Freiheit vermittelt werden. Im Kern geht es darum, mündige Soldatinnen und Soldaten auszubilden, die einer willfährigen Instrumentalisierung des Militärs durch undemokratische Politik entgegenwirken.

6.2.1. Das zeitkonstitutionelle Dilemma

Wie bereits weiter oben erwähnt, steht die Notwendigkeit, problematische Geschichtsbestände aktiv auf Abstand zu halten, einer uneingeschränkt affirmativen Identitätsbehauptung im Weg. Dass das Leitmuseum der Bundeswehr jedoch ein Identitätsangebot formulieren muss, mit dem sich auch der »Gesamtstaat identifizieren« kann, wurde anhand der institutionellen Konstellation deutlich. Hierin besteht ein zentrales zeitkonstitutionelles Dilemma. Auf eine Formel gebracht bedeutet dies: *Eine alleinige Abgrenzung von Vergangenem verhindert Identität, eine bruch-*

11 Bereits 1989 analysierte Donald Abenheim in seiner grundlegenden Studie die »Suche nach dem gültigen Erbe des deutschen Soldaten« (so der Untertitel der Studie in der deutschen Übersetzung) und stellte fest, dass die Traditionsfrage weitgehend ungelöst war (Abenheim 1989) und es vermutlich auch in Zukunft so sein wird (Biehl/Leonhard 2018).

lose Nähe zu Verganem hingegen gefährdet die moralische Integrität. Diese Inkompabilität von Beständigkeit und Diskontinuität kann anhand der Traditionserlässe des Bundesministeriums der Verteidigung von 1982 und 2018 verdeutlicht werden; etwa wenn die »tiefen Einbrüche« in der Geschichte der deutschen Streitkräfte betont werden: »Die Geschichte deutscher Streitkräfte hat sich nicht ohne tiefe Einbrüche entwickelt. In den Nationalsozialismus waren Streitkräfte teils schuldhaft verstrickt, teils wurden sie schuldlos missbraucht.« (BMVg 1982:1).

Daraus folgt schließlich: »Ein Unrechtsregime, wie das Dritte Reich, kann Tradition nicht begründen.« (Ebd.). Dies erfordert auch eine Distanzierung von Symbolen »ehemaliger deutscher Streitkräfte«. Denn auch »Fahnen und Standarten früherer deutscher Truppenteile werden in der Bundeswehr nicht mitgeführt. [...] Kennzeichen, insbesondere das Hakenkreuz, dürfen nicht gezeigt werden.« (BMVg 1982:3, P.22). Dieser Passus findet sowohl in der zentralen Dienstvorschrift der »Inneren Führung« (BMVg 2008:4, P.201) als auch nahezu unverändert in der Neuformulierung des Traditionserlasses vom Frühjahr 2018, zu der sich die Ministerin insbesondere nach den Skandalen um Nazidevotionalien in deutschen Kasernen veranlasst sah.¹² Damit reagierte das Ministerium auch auf die »entwürdigenden Aufnahme-rituale am Ausbildungszentrum der Bundeswehr [...] in Pfullendorf« (Wissenschaftliche Dienste des Bundestages 2017:4) und die im Kontext der Nachforschungen entdeckten Wehrmachtsdevotionalien in Kasernen der Bundeswehr (ebd.). Auch im Dokument »Die Tradition der Bundeswehr« von 2018 heißt es: »Der verbrecherische NS-Staat kann Tradition nicht begründen.« (BMVg 2018b:6, P.3.4.1.). Wehrmacht und SS sind nun aber nicht mehr die einzigen problematischen Geschichtsbestände. Mit der Wiedervereinigung und der Eingliederung der NVA in die BW wird auch der Ausschluss dieses Teils der Geschichte deutscher Streitkräfte mit einer fast identischen Formulierung vollzogen. Denn die NVA und ihre Verbände »begründet keine Tradition der Bundeswehr. In ihrem eigenen Selbstverständnis war sie Hauptwaffenträger einer sozialistischen Diktatur.« (BMVg 2018b:6, P.3.4.2.).

Aus derlei, auf Abgrenzung von der Vergangenheit rekurrierenden Zeitkonstitutionen, erwächst schließlich das Problem, die eigene Institution nicht mehr uneingeschränkt über Geschichte legitimieren zu können, denn Tradition kann dadurch nicht *begründet* werden. *Gründende* Erzählungen lassen sich hieraus nicht mehr formulieren. In assoziativerer Weise interpretiert heißt dies auch, dass Geschichte als *Letztbegründung* der Selbstvergewisserung, wenngleich nicht vollständig ausscheidet, so doch kein festes Fundament, sondern lediglich einen unsiche-

12 Diese Vorfälle wurden als wichtiger Impuls für die Reformulierung des Traditionserlasses angegeben. Obwohl auch die NVA bereits Anfang der 1990er Jahre als nicht traditionswürdig eingestuft wurde, wurde erst bei dieser Gelegenheit – fast 30 Jahre nach dem Ende der DDR – der Umgang mit der NVA im Traditionsbestand der Bundeswehr offiziell geregelt.

ren *Grund* darstellt. Dies ist der Preis für die im Fall der Bundeswehr dringend benötigte Abkehr von alten Geschichtsbeständen und die damit verbundene Hoffnung auf Selbsterneuerung.

Bei aller Notwendigkeit, sich von den vielfältig problematischen Vergangenheiten zu distanzieren, können die Bundeswehr und das MHM aber dennoch nicht auf einen legitimen Traditionsbestand verzichten. Allein die Existenz der Traditionserlässe kann als Indiz dafür gelten, dass ebenso persistente Wesensmerkmale angegeben werden sollen. So weisen die Traditionserlässe auch darauf hin, dass neben der Notwendigkeit der Abgrenzung die Notwendigkeit zur Sicherung von Identität bestehe. Dies gewähren Traditionen, denn: »Tradition verbindet die Generationen, sichert Identität und schlägt eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft.« (BMVg 1982:1, P.1).¹³ Was hier gleich zu Beginn des Traditionserlasses postuliert wird, ist ein linearer Brückenschlag, der *Kontinuität* herstellen und *Identität* sichern soll. Der Hinweis auf die *Verbindung der Generationen* zeugt von der kohäsionsstiftenden Funktion, die Traditionen zugesprochen wird. Damit wird die doppelte Konnektivität des Erinnerns thematisiert, die Jan Assmann in »Zeitdimension« (hier: Kontinuität) und »Sozialdimension« (hier: Verbindung der Generationen) unterschied (Kap. 2). Wichtig im grundlegenden Verständnis von den Traditionen der Bundeswehr ist, dass »Tradition« selbst der Status eines menschlichen Grundbedürfnisses zugesprochen wird. So sei »Tradition [...] eine wesentliche Grundlage menschlicher Kultur.« (BMVg 1982:1, P.1). Zwar kann sich die Traditionsbildung der Bundeswehr nicht unumwunden an den Beständen deutscher Militärgeschichte bedienen; ungeachtet dessen bilde aber das Phänomen Tradition eine »Grundlage menschlicher Kultur« und sei eine anthropologische Grunddisposition der Kultur.¹⁴

Neben den gegenläufigen Bedürfnissen der Abgrenzung von der Vergangenheit und der (natürlichen) Suche nach selbstvergewissernden Traditionen kann anhand der Traditionserlässe noch eine weitere zeitkonstitutionelle Herausforderung veranschaulicht werden: die Integration von Wandel. Bereits dem Traditionserlass von 1982 ist zu entnehmen, dass »militärische Leistungen der Vergangenheit« zwar für die Ausbildung der Streitkräfte bedeutsam sein können; diese müssen sich aber vor dem Hintergrund einer sich unaufhörlich wandelnden Gegenwart fortlaufend neu bewähren und gegebenenfalls verworfen werden. Es sei demnach »stets zu prüfen,

13 Auch dieser Passus bleibt in der aktualisierten Version des Traditionserlasses an gleichermaßen exponierter Stelle sinngemäß erhalten. Nunmehr heißt es dort: »Die Tradition der Bundeswehr ist der Kern ihrer Erinnerungskultur. [...] Als geistige Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft verbindet Tradition die Generationen und gibt Orientierung für das Führen und Handeln.« (BMVg 2018b:2, P.1.1).

14 Diese anthropologische Letztbegründung tritt im MHM an besonders zentraler Stelle in Erscheinung. Auf die zentrale Argumentationsfigur der Anthropologie wird deshalb noch ausführlich eingegangen (Kap. 6.4.1).

inwieweit *Überliefertes angesichts ständig sich wandelnder technischer und taktischer, politischer und gesellschaftlicher Gegebenheiten an Wert behält.*« (BMVg 1982:3, P.19, Herv. JK). Diese zeitkonstitutionelle Herausforderung erzwingt, wie anhand der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung gezeigt wurde, eine »andauernde Notwendigkeit zur Weiterentwicklung« (BMVg 2008:4, P.108, Herv. im Orig.) und damit eine *anhaltende* Anpassungsleistung.

Ein unverbrüchlicher Kanon oder eine maßgebliche heroische Vergangenheit ist mit diesem dynamischen Traditionsverständnis nicht mehr artikulierbar. Die selbstvergewissernde Kraft der Vergangenheit wird deutlich relativiert, denn »Geschichte liefert keine Anweisungen für künftiges Verhalten, wohl aber Maßstäbe und Orientierungen für Haltungen.« (BMVg 1982:3, P.19). Demgemäß erscheint die »Offenheit gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen« funktional. Bemerkenswert ist dabei, dass diese Form der Anpassungsfähigkeit im Lauf der Zeit selbst wiederum als Teil der bereits gepflegten Tradition der Bundeswehr ausgegeben wird (BMVg 1982:3, P.20). Die Offenheit gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen und die andauernde Weiterentwicklung der Tradition werden im Traditionserlass von 2018 als eine der Bundeswehr eigentümliche Tradition aufgelistet.

Nicht nur das schwierige Erbe der *Vergangenheit*, sondern auch die dynamischen Entwicklungen in der *Gegenwart* erfordern somit eine »lebendige Tradition«, die sich allen Versuchen entziehen, sie »dauerhaft festlegen zu wollen.« (BMVg 2018b:3, P.1.5). Die Dynamisierung gesellschaftlichen Wandels verlangt jedoch umso mehr nach Selbstvergewisserung. Dies wird deutlich, wenn die Bundesverteidigungsministerin das »Verständnis von unserer Vergangenheit« aus den sich schnell verändernden Herausforderungen ableitet.

»Gerade weil sich die Herausforderungen heute so schnell verändern, brauchen wir ein gemeinsames Verständnis von unserer Vergangenheit. Wir müssen wissen, woher wir kommen, um mit Gewissheit in die Zukunft zu gehen. Wir müssen uns immer wieder selbst vergewissern, auf welchem Grund wir stehen.« (von der Leyen 2018:2).

Nicht nur das problematische Erbe erfordert eine Vergewisserung über »unsere« Vergangenheit, sondern auch die Tatsache, dass sich die Gegenwart schnell verändert. Die anhaltende Selbstvergewisserung über den »Grund, auf welchem wir stehen«, macht ein dynamischeres Verständnis von Tradition erforderlich. Militärische Traditionspflege bleibt zwar ein Instrument der Selbstvergewisserung, jedoch wird mit der Dynamisierung der Herausforderungen, die sich immer wieder neu und immer wieder anders stellen, auch die Vorstellung von *Tradition selbst dynamisiert*. Die Selbstvergewisserung über den Grund, in dem Tradition wurzeln soll, ist also unaufhörlich zu prüfen.

Die tiefe Skepsis gegenüber dem Grund, »auf welchem wir stehen«, fasst die zwei zeitkonstitutionellen Schwierigkeiten deutlich zusammen. Einerseits kann

Identität allein auf dem Boden der Vergangenheit nicht begründet werden. Diese muss in weiten Teilen befremdet werden. Dennoch bleibt der Brückenschlag zwischen Vergangenheit und Gegenwart notwendig, um eine Verbindung der Generationen und damit gesellschaftliche Kohäsion zu gewährleisten. Dies ist das zeitkonstitutionelle Dilemma. Ein Geschichtsverständnis, das allein auf Beständigkeit rekurriert, wird vor diesem Hintergrund schließlich zum Problem. Andererseits erfordert die Dynamisierung gesellschaftlichen Wandels eine Form der Traditionsbildung, die nicht mehr statisch, sondern anpassungsfähig ist. Zwar ist jede Struktur der Selbstthematization dynamisch und anpassungsfähig, unabhängig davon, ob sie diese Adaptionleistung reflektiert (Kap. 4.1). *Der zentrale Unterschied in Bezug auf die Traditionsbildung der Bundeswehr besteht aber darin, dass das Bewusstsein für sozialen Wandel und die dadurch erforderlichen Anpassungsleistungen nun selbst ins Zentrum dieses Kollektivierungsdiskurses gestellt werden.*

6.2.2. Das raumkonstitutionelle Dilemma

Neben den zeitkonstitutionellen Schwierigkeiten fordert die Einbindung des deutschen Militärs in internationale Bündnisse die Identitätsbildung der Bundeswehr auch in räumlicher Hinsicht heraus. Auch der nationalstaatliche Rahmen ist über die Geschichte weitgehend diskreditiert. Jedoch erscheint nationale Geschlossenheit vor dem Hintergrund der Verankerung der Bundeswehr in der NATO inopportun. Die Einbindung der späteren Bundeswehr in das westliche Verteidigungsbündnis wird bereits in der sogenannten »Himmeroder Denkschrift« von Oktober 1950 festgehalten. Die personellen Kontinuitäten zwischen Wehrmacht und Bundeswehr zeigen sich darin, dass unter den 15 Mitgliedern des »militärischen Expertenausschusses«, welcher mit dem Verfassen der Denkschrift betraut wurde, zahlreiche Wehrmachtsgenerale und -admirale waren, die sich gegenüber Militärreformen meist nur wenig aufgeschlossen zeigten (Wissenschaftliche Dienste 2017:5). Diesem Unwillen zur Reform stand der Begründer des Konzeptes der Inneren Führung, Wolf Graf von Baudissin, gegenüber. Ihm ist es zu verdanken, dass in die Denkschrift von Himmerod bereits erste Überlegungen des späteren Reformkonzeptes der Inneren Führung aufgenommen wurden. Neben einer tiefgreifenden Reform der militärischen Kultur und der Abkehr von der Wehrmacht, die im Jahr 1950 noch keineswegs gewiss war, wurde mit der »Himmeroder Denkschrift« zunächst die strategische und geopolitische Einbindung der aufzubauenden deutschen Streitkräfte festgehalten. Dass dabei der multinationale Anspruch zentral war, wird im offiziellen Titel der Schrift deutlich, lautete dieser doch: »Denkschrift über die Aufstellung eines deutschen Kontingents im Rahmen einer übernationalen Streitmacht zur Verteidigung Westeuropas.« (Himmeroder Denkschrift 1950, nach Rautenberg/Wiggershaus 1985).

Erschienen in der Traditionsbildung der Nationalen Volksarmee (NVA) die Waffenbrüderschaft mit Russland und die Konstruktion einer internationalen antifaschistischen Tradition raumkonstitutionell geboten, so galt dies auch für die Bundesrepublik und ihre Einbettung in das westliche Militärbündnis. Entsprechend wurde die Waffenbrüderschaft mit den Amerikanern Teil der bundesrepublikanischen Traditionsbildung. Im Staatsakt, den Bundeskanzler Kohl und US-Präsident Reagan am 5. Mai 1985 gemeinsam anlässlich des 40. Jahrestages des Endes des Zweiten Weltkrieges auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, auf welchem auch SS-Angehörige beigesetzt waren, begingen, sah Jürgen Habermas den Versuch einer »Entsorgung der Geschichte« (Habermas 1985). Neben der Abkehr von einer »destabilisierenden Vergangenheit« (a.a.O. 2) und der »Rückkehr zu deutschen Kontinuitäten« sah der Philosoph in der »Bezeugung aktueller Waffenbrüderschaft« eine »retroaktive Verlängerung der Waffenbrüderschaft« (a.a.O. 5) zwischen Deutschen und Amerikanern rückwirkend in den Krieg hinein. Diese Art des Erinnerns erschien im Kalten Krieg auch deshalb funktional, da sie es dem westdeutschen Militär ermöglichte, sich – umgekehrt zu den ostdeutschen Streitkräften – als *schon immer* gewesene Antikommunisten zu gebärden. In der Polemik des Historikerstreites (Augstein 1987), der in den folgenden Jahren vordergründig um die Unvergleichbarkeit der Shoah kreiste, tatsächlich aber die Frage nach deren Bedeutung für ein deutsches Selbstbild thematisierte, kritisierte Habermas diese geschichtspolitische Normalisierung unter den raumkonstitutionellen Erfordernissen der Westbindung scharf. Obwohl auch Habermas die »vorbehaltlose Öffnung der Bundesrepublik gegenüber der politischen Kultur des Westens« forderte (1987:75), warnte er vor »apologetischen Tendenzen« (a.a.O. 65) und geschichtsrevisionistischer Normalisierung, die ab der ersten Legislaturperiode des promovierten Historikers Helmut Kohl zu beobachten seien. Dem setzte Habermas die Forderung nach einer »postkonventionellen Identität« entgegen, in der an die Stelle von *nationalem* Stolz *universalistische* Werteorientierung trete (Habermas 1987:75).

Die nicht mehr exklusiv nationalstaatliche Traditionsbildung erschien durchaus funktional, so wie sie angesichts des gegenwärtigen Engagements der Bundeswehr in internationalen Auslandseinsätzen geboten ist.¹⁵ Neben der Einbettung in ein »multinationales Umfeld« (BMVg 2008:17, P.634) wird zudem kulturelle Sensibilität eingefordert, die unter anderem auch der Auftragsbefüllung und dem Selbstschutz dient.

»Der richtige Umgang mit Menschen, die einen anderen kulturellen Hintergrund haben, die *interkulturelle Kompetenz*, erhöht die Handlungs- und Verhaltenssicher-

15 Aktuell beteiligt sich die Bundeswehr bei 12 Einsätzen in 15 Staaten mit rund 1.200 Soldatinnen und Soldaten. Die Unterrichtung der Öffentlichkeit findet auch über die Homepage der Bundeswehr statt. <https://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/start/einsaetze/ueberblick/lage/> (Stand 13.05.2019).

heit der Soldatinnen und Soldaten und sichert die Akzeptanz von Minderheiten in der Bundeswehr. Im Auslandseinsatz ist interkulturelle Kompetenz zudem eine wesentliche Voraussetzung für die Auftragserfüllung und den Eigenschutz.« (BMVg 2008:14, P.620, Herv. im Orig.).¹⁶

So wie das Konzept der Inneren Führung in zeitkonstitutioneller Hinsicht auf »ständige Entwicklung und Veränderung« reagiert und Ausdruck einer »andauernden Notwendigkeit zur Weiterentwicklung« ist (BMVg 2008:4, P.108.), erscheint auch eine räumliche Dynamisierung des Traditionsverständnisses durch die gegenwärtigen Anforderungen in einem »multinationalen Umfeld« opportun. Neben der Beschleunigung von sozialem Wandel besteht zusätzlich die Anforderung, heterogene Erfahrungsräume im Inneren zu integrieren (Kap. 1). Die Selbstdarstellung der Bundeswehr lässt ein Bewusstsein für die Vielfältigkeit von Weltdeutungen, wie sie für funktional differenzierte Gesellschaften typisch ist, erkennen. Denn auch der Umgang mit »Vielfalt«, »Interessenskonflikten«, widerstreitenden Meinungen sowie »unterschiedlichen Kulturen und Herkunft[en]« in »pluralistischen Gesellschaften« (a.a.O. 7, P.312) sei Wesensmerkmal dieses Selbstverständnisses. Die Konzeption der Inneren Führung widmet sich auch dieser Frage der Sozialintegration unter Bedingungen der deutschen Gegenwartsgesellschaft:

»312. In der Bundesrepublik Deutschland besteht eine *freiheitliche und pluralistische Gesellschaft*, die von vielfältigen Überzeugungen, Lebensentwürfen, religiösen und weltanschaulichen Bekenntnissen, Meinungen und Interessen gekennzeichnet ist. Diese unterliegen einer ständigen Entwicklung und Veränderung und stehen teilweise im Wettbewerb miteinander.

313. *Die Menschen in der Bundeswehr sind Teil der Gesellschaft mit ihrer Vielfalt, aber auch mit ihren Interessengegensätzen und Konflikten.* Damit steht auch die Bundeswehr selbst im *Widerstreit* der Meinungen und im Spannungsfeld *unterschiedlicher Generationen, Kulturen und Herkunft*. Der Inneren Führung entspricht es, dass die Angehörigen der Bundeswehr einander als Mitglieder einer freiheitlichen und *pluralistischen Gesellschaft* anerkennen und sich mit den *gesellschaftlichen Entwicklungen* auseinandersetzen.« (BMVg 2008:7, Herv. im Orig.).

Neben der Notwendigkeit zur Integration von zeitlichen Brüchen besteht die Herausforderung, sozialräumliche Heterogenität zu integrieren. Dies ist eine allgemeine Anforderung, der sich funktional differenzierte und kulturell vielfältige Gesellschaften gegenübersehen. Interessant ist dabei, dass, neben dem erneuten Hinweis auf die »ständige Entwicklung und Veränderung«, der *konflikthafte* Charakter

16 Die Verbesserung der »interkulturellen Kompetenz« ist zudem ein erklärtes Ziel politischer Bildung (BMVg 2008:16, P.627).

kulturell und weltanschaulicher Diversität explizit thematisiert wird. Ungeachtet der herausgestellten Schwierigkeiten bestehen ein möglicher Umgang mit gesellschaftlicher Vielfalt und der Versuch, diese zu vereinheitlichen, in der Traditionalisierung der Heterogenität. Vielfalt sei demnach eine deutsche Eigentümlichkeit, die in der deutschen Geschichte schon immer bestanden habe.

»Die deutsche Geschichte hat eine Fülle landsmannschaftlicher, regionaler und lokaler Besonderheiten hervorgebracht. Die Vielfalt ist eine deutsche Eigentümlichkeit. Bei der Traditionspflege hat es sich als sinnvoll erwiesen, an solchen Besonderheiten anzuknüpfen.« (BMVg 1982:4, P.24).

Nicht nur liest sich dies wie eine Rechtfertigung für die Übernahme von Traditionen, deren Ursprung vor 1945 liegt. Vielfalt wird selbst als Alleinstellungsmerkmal relevant gemacht und zur »deutschen Eigentümlichkeit« erklärt. Auch wenn dadurch Vielfalt noch nicht zu »integrierter Einheit« wird (Beck Kap. 1), so wird doch die Heterogenität historisch legitimiert, denn die »Fülle der Besonderheiten« entstammt der *deutschen* Geschichte. Sie wird durch diese »hervorgebracht«.

Durch die »Offenheit gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen« und die »andauernde[n] Weiterentwicklung«, wie sie in den Traditionserlässen (BMVg 1982, 2018a) und der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung (BMVg 2008) betont werden, wird kulturelle Vielfalt in die Tradition der Bundeswehr eingeschlossen, indem sie in der Vergangenheit »wiedergefunden« wird. Dies erscheint deshalb funktional, da eine allzu große nationalräumliche Geschlossenheit sowohl die Integration nach Außen (in ein »multinationales Umfeld«) als auch nach Innen (in eine »pluralistische Gesellschaft«) verhindert. *Bemerkenswert ist, dass die Bundeswehr nicht bloß ein Bewusstsein für die raumzeitlichen Herausforderungen der Identitätsbildung in der deutschen Gegenwartsgesellschaft entwickelt, sondern neben Anpassungsfähigkeit auch Vielfalt und widerstreitende Meinungen ins Zentrum des Bildes rückt, welches sie von sich zeichnet.*

6.2.3. Individuelle Tradition und ziviles Militär

Die Thematisierung der »pluralistischen Gesellschaften« bildet das sozialräumliche Pendant zur zeitlichen Herausforderung der anhaltenden Veränderung. Dabei wird auf den Verlust einheitlicher Weltdeutungen und verbindlicher historische Ereignisse in der deutschen Gegenwartsgesellschaft reagiert. So wie in der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung explizit auf eine »pluralistische Gesellschaft« verwiesen wird, so werden diese sozialen Bedingungen auch in den Traditionserlässen (BMVg 1982, 2018a) betont:

»In der pluralistischen Gesellschaft haben historische Ereignisse und Gestalten nicht für alle Staatsbürger gleiche Bedeutung, geschichtliche Lehren und Erfah-

rungen nicht für alle den gleichen Grad an Verbindlichkeit. Tradition ist auch eine persönliche Entscheidung.« (BMVg 1982:1, P3).

Wichtiger erscheint nun, dass durch die Heterogenität der »pluralistischen Gesellschaften« die Möglichkeit der Sozialintegration abnimmt. Denn »historische Ereignisse« und Personen bieten keinen »gleichen Grad an Verbindlichkeit«. Wie zuvor die *Determinationskraft* der Geschichte für die Gegenwart und die Zukunft abgenommen hat, so ist nun auch die *Kohäsionskraft* gleichermaßen bedeutender »Ereignisse«, »Gestalten« und »Erfahrungen« im Schwinden begriffen. Da ein gleicher »Grad an Verbindlichkeit« fehlt, kann Vergangenheit allein auch keine gesellschaftliche Verbindung mehr stiften. Die Sozialintegration ist geschwächt, da ein gemeinsamer und verbindlicher Geschichtsbestand unwahrscheinlicher geworden ist. Im Ausweichen auf die Ebene »persönlicher Entscheidung« gibt sich also eine Individualisierung der *Verbindung* mit der Vergangenheit zu erkennen. Diese wird damit zunehmend *unverbindlich*.

Bereits die Bezeichnung »innere Führung« deutet auf die Subjektzentriertheit dieser Identitätsbildung hin. Im Rückzug auf die Ebene von Individualität und Innerlichkeit artikuliert sich neben der eingangs zitierten Vorstellung einer Tradition als »persönliche Entscheidung« in »pluralistischen Gesellschaften« eine tiefe Skepsis gegenüber jeder Form des Kollektivismus, wie er durch den Nationalsozialismus und den realexistierenden Sozialismus diskreditiert ist. Die Betonung der Innerlichkeit moralisch integrierter Subjekte wird aus der deutschen Geschichte ersichtlich. Die Abkehr von der bedingungslosen Unterordnung des Individuums kann als Kern der Inneren Führung angesehen werden, dem sich auch einer der Ausstellungsführer widmet (Rogg/Pieken 2011a:35, 41, 170ff.). Darin heißt es, die Gehorsamspflicht endet einerseits (quasi nach oben hin) an den Grenzen des »übergeordneten Völkerrechts« und andererseits (quasi nach innen hin) im »Gewissen jedes einzelnen Soldaten« (Rogg/Pieken 2011a:171). Dadurch wird der Kontrapunkt zu einem den Willen des Einzelnen negierenden Corpsgeist gesetzt, der in dem grotesken Hitlerzitat »Du bist nichts, dein Volk ist alles« zum Ausdruck kommt. Dieses Zitat auf einem Porzellanteller, welcher ein Exponat der Ausstellung ist, wird im Museumskatalog unter Bezugnahme auf die Entstehungsgeschichte der Inneren Führung thematisiert (a.a.O. 2011a:146). Das *Reform*konzept der Inneren Führung widmet sich ausführlich dem Konfliktpotenzial, welches sich zwischen Gehorsamspflicht und moralischem Handeln ergeben kann, und das durch den Nationalsozialismus besonders virulent geworden ist. Denn zu den Grundsätzen der Inneren Führung gehören auch die »Grenzen für ›Befehl und Gehorsam« (BMVg 2008:7f., 3.6). In einer bemerkenswerten Stelle des Dokumentes sind unter dem Titel »Rechte und Pflichten der Soldatinnen und Soldaten« die Grenzen der Gehorsamspflicht definiert.

»Um Missbrauch der *Gehorsamspflicht* auszuschließen, sind Inhalt und Grenzen des Gehorsams gesetzlich festgelegt: [...]

– Es ist nicht *Ungehorsam*, wenn ein Befehl nicht befolgt wird, der die Menschenwürde verletzt [...]

– Ein Befehl darf nicht befolgt werden, wenn dadurch eine Straftat begangen würde [...]

– Die Gewissensfreiheit (Art. 4 Abs. 1 GG) garantiert, dass der Staat grundsätzlich niemanden zu Handlungen zwingen darf, die gegen eigene ethische Maßstäbe von Gut und Böse verstoßen.« (BMVg 2008:28f., 7.2, Herv. im Orig.).

Innere Führung fordert somit eine innere Haltung. Sie kodifiziert die rechtlich verbriefte Möglichkeit der Befehlsverweigerung. Vor allem der letztgenannte Aspekt der Gewissensfreiheit etabliert »eigene ethische Maßstäbe« als höchste Instanz, vor der sich soldatisches Handeln im Zweifelsfall verantworten muss. Dieses Selbstbestimmungsnarrativ, welches dem Gewissen und der ethischen Urteilskraft des Einzelnen einen zentralen Stellenwert einräumt, lässt sich im Kern auf die Bertolt Brecht zugeschriebene Formel bringen: »Wo Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht.« Diese Maxime stellt die größtmögliche Distanz zur SS-Lösung »Meine Ehre heißt Treue« dar. Der Idee der Gehorsamspflicht als oberste Tugend und die damit verbundene Verleugnung des Individuums werden also die Möglichkeit der Befehlsverweigerung und die moralische Integrität der »Staatsbürger in Uniform« entgegengestellt (BMVg 2008:8, P.316). Damit gelingt die Distanzierung von der Vergangenheit. Eben dies ist der Zweck dieses Kollektivierungsdiskurses.

Dem durch die deutsche Geschichte mindestens suspekt gewordenen Begriff der »Führung« wird also die Innerlichkeit moralisch integrierter Subjekte zur Seite gestellt werden. Die Abgrenzung von antidemokratischen Tendenzen artikuliert sich bereits früh in einem der Kernsätze der »Himmeroder Denkschrift«: »Das Ganze wie der Einzelne haben aus innerer Überzeugung die demokratische Staats- und Lebensform zu bejahen.« (zitiert nach Bald 2005b:179).¹⁷ Die Betonung einer innerlich gefestigten demokratischen Haltung schloss im Kalten Krieg natürlich auch die Abgrenzung von der Welt des realexistierenden Sozialismus jenseits des Eisernen Vorhangs ein.¹⁸ Mit der Inneren Führung steht ein Reformkonzept im

17 In den Anfangsjahren der Bundeswehr konnte bei der Überprüfung der demokratischen Gesinnung der Offiziersanwärter Adornos Studie zum autoritären Charakter (1995, Orig. 1950) einen gewissen Einfluss entfalten. Die Doppelrolle, die der Philosoph als eine Art etablierter Außenseiter einnahm und die zur Bedingung seines Einflusses wurde, hat Clemens Albrecht pointiert dargestellt (Albrecht 2004).

18 In einem Vertiefungsraum der Ausstellung des MHM, der der Inneren Führung gewidmet ist, zeigen die Ausstellungsmacher einen Schulungsfilm aus dem Jahr 1958. Die Betonung der demokratischen Haltung wird dabei vor allem als Immunisierung und Resilienz gegenüber kommunistischer Propaganda thematisiert.

Zentrum der Selbstthematisierung der Bundeswehr, welches die »Zivilisierung des soldatischen Leitbildes« (Bald 2005b:179) und die Festigung demokratischer Werte zum Ziel hat. Im Ideal des »Staatsbürgers in Uniform« ist dieser Anspruch formelhaft kodifiziert. Vor diesem Hintergrund erscheinen auch die Zentralität ziviler Aspekte und die explizite Thematisierung der zahlreichen Verbindungen zwischen dem Militär und der Zivilgesellschaft in der Ausstellung des MHM keinesfalls zufällig. Vielmehr müssen diese als Ausdruck des durch die neuen politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten notwendig gewordenen Zivilisierungsversuchs des Militärischen verstanden werden.

6.2.4. Ein dynamischer Kollektivierungsdiskurs

Auf einer Ausstellungstafel mit dem Titel »Staatsbürger in Uniform und Innere Führung« in einem der Vertiefungsräume im MHM ist zu lesen, dass »[d]er Kalte Krieg einen neuen soldatischen Typus [forderte], der mehr war als ein reiner Kämpfer.« (Texttafel, Vertiefungsraum Innere Führung). Das gewandelte Soldatenbild war also nicht nur Resultat einer moralischen Läuterung, sondern wurde auch erforderlich, da der martialische Kämpfer der Eroberungskriege der 1930er und 40er Jahre durch die neue politische Konstellation des Kalten Krieges inopportun geworden war. Die Forderung nach der moralischen Integrität demokratisch gesinnter »Staatsbürger in Uniform« ist also nicht (nur) Resultat eines historischen Reifungsprozesses, sondern erhält wie jede Traditionsbildung – im Sinne der Rekonstruktivität des Erinnerns (Kap. 2) – ihren Wert durch die Anforderungen der jeweiligen Gegenwart, auf die sie reagiert. Gleiches gilt für die Forderung nach einer »lebendigen Tradition« (BMVg 2018b:3, P.1.5) und die Akzentuierung »interkultureller Kompetenz« (BMVg 2008:14, P.620), mit denen auch auf raumzeitliche Herausforderungen, die sich der Bundeswehr gegenwärtig stellen, reagiert wird. Neben der Rekonstruktivität wird damit abermals die Prospektivität des Erinnerns deutlich. Dennoch ist es in hohem Maße bemerkenswert, dass der Kollektivierungsdiskurs einer staatlichen Institution Wandlungsfähigkeit und die Integration verschiedener Erfahrungsräume ins Zentrum seiner Selbstthematisierung rückt. Die Attribute, die dabei betont werden, reflektieren (im doppelten Sinn des Wortes) die gesellschaftlichen Kontingenz- und Unschärfeerfahrungen einer »pluralistischen Gesellschaft« am Beginn des 21. Jahrhunderts. So entsteht ein Diskurs, der zwischen Abgrenzung von und Verbindung mit der Vergangenheit, zwischen Normalstaatlichkeit und nationalen Alleinstellungsmerkmalen sowie zwischen Individualismus und Sozialintegration manövriert und dennoch ein kontinuierliches und kohärentes Selbstbild formen kann. Dass dieser integrative und dynamische Kollektivierungsdiskurs auch tatsächlich mit dem Museum verknüpft wird, zeigt sich neben der institutionellen Konstellation (Kap. 6.1.2) vor allem in der diskursiven Deutung der Architektur. So kommt es, dass die zentralen Eigentümlichkeiten

ten der Bundeswehr, die in den Dokumenten der Inneren Führung und der Traditionserlässe redundant eingefordert werden, auch in der Diskursivierung des Leitmuseums der Bundeswehr und seiner spektakulären Architektur eine zentrale Rolle spielen. Die Struktur des Erbens (Kap. 2) und die Codes der Verräumlichung (Kap. 4), wie sie im Diskurs des MHM rekonstruiert werden können, verweisen in das Zentrum des *reflexiven Kollektivierungsdiskurses* der Bundeswehr.

6.3. Die normative Verbindlichkeit eines negativen Geschichtsbildes

Gemäß dem zeitkonstitutionellen Dilemma bedarf die Bundeswehr zunächst einer scharfen Abgrenzung von ihrem vielfältigen Repertoire problematischer Geschichtsbestände. Dabei sind es vor allem die Menschheitsverbrechen der Shoah, die eine Distanzierung erforderlich machen. Die Zurschaustellung des historischen Bruchs weist der Diskontinuität einen entscheidenden Wert zu. Dieser »negative Gründungsmythos« (Assmann 2016:67ff.) (im Sinne eines »so sind wir nicht mehr«) soll im Folgenden analysiert werden. Anhand der Diskursivierung der Ausstellung und der Architektur des MHM wird deutlich, dass auch dieses »negative Geschichtsbild«¹⁹ normative Orientierung stiftet und eine Vorstellung ewig gültiger Bezugspunkte fixiert. Nachdem bisher die Analyse der Diskursdokumente von allgemeinerer Reichweite im Vordergrund stand, treten nun die im Kontext des Diskurses des MHM entstandenen Dokumente deutlicher hervor. Neben Zeitungsartikeln und den Konzeptionen der Akteure der Umgestaltung werden nun auch die Ausstellungsführer und Museumskataloge genauer analysiert.

6.3.1. Geschichte und Raum als Problem

Noch bevor klar wurde, wie sich das MHM in Zukunft präsentieren wird, stand eines bereits fest: Das Museum müsse ein »gewandeltes Selbstbild« (Rauchensteiner 2011:11) zum Ausdruck bringen. Zurückhaltende Entwürfe wurden explizit mit Verweis auf ihre respektvolle Haltung gegenüber dem alten Arsenalgebäude zurückgewiesen (a.a.O. 14). Man vergegenwärtige sich hierbei den Unterschied zum Neuen Museum, in dem alle diskursiven Formationen für sich in Anspruch nahmen, Kontinuitäten des Ortes entweder aufzunehmen oder wiederherzustellen. Unabhängig des Modus der Identifikation war in Berlin die Geschichte des Ortes ausnahmslos positiv konnotiert. Obwohl unterschiedliche Auffassungen über den

19 Diese Formulierung wählte etwa auch der Leiter des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSdBW, ehemals MGFA), Dr. Jörg Hillmann, in einer Ansprache zu einer Konferenz zu Gewaltgedächtnissen am 14. März 2019 in Potsdam.

Raum bestanden, galt die jeweils als wesentlich behauptete Idee des Neuen Museums als unbedingt schützenswert. Die umfangreichen und jeweils sehr verschiedenen Strategien der Kohärenzsicherung, wie sie dort analysiert wurden, stellen in der Dresdner Albertstadt jedoch kein probates Mittel dar. Die Distanzierung von der Vergangenheit und der Wunsch nach einem »gewandelten Leitbild« führen zu einer umfangreichen Befremdung des bisherigen Ortes. Die enge Kopplung zwischen Raum und Geschichte vollzieht auch der Projektleiter der Neukonzeption, der darauf hinwies, dass auch die neue Architektur »Ausdruck unserer problematischen Geschichte« sein solle. (Pieken 2011:17). Die konkrete Ortsgeschichte und die architektonisch-räumliche Gliederung des Arsenalgebäudes werden dabei mit der allgemeinen deutschen Militärgeschichte kontextualisiert. Der Raum des alten Arsenalgebäudes wird zum Platzhalter einer Vergangenheit, die auf vielerlei Ebenen problematisiert wird.

Architektur, Raum und Geschichte können in Dresden nicht als Identitätsressource relevant gemacht werden. Im Gegenteil: Da sie die Integrität der Bundeswehr gefährden, müssen sie unbedingt auf Abstand gehalten werden. Die Abgrenzung zu früheren Epochen, die radikale ästhetische Umgestaltung sowie die Neuordnung räumlicher Relationen werden vor diesem Hintergrund funktional. In einem der beiden Ausstellungsführer des MHM wird die Notwendigkeit, mit der Vergangenheit auf Distanz zu gehen, folgendermaßen beschrieben:

»Das Leitmuseum der Bundeswehr konnte sich nicht mit einer gewissen Beliebigkeit mit der deutschen Militärgeschichte beschäftigen. Vielmehr war vorauszusetzen, dass man in- und außerhalb Deutschlands neugierig und vielleicht auch argwöhnisch auf die Darstellung der militärischen Vergangenheit des Landes und das musealisierte Selbstverständnis der Bundeswehr blicken würde. Und was da an ersten Ergebnissen gezeigt wurde, war sicherlich nicht geeignet, als moderne Museumskonzeption und darüber hinaus als Ausdruck eines gewandelten Leitbilds gesehen zu werden.« (Rauchensteiner 2011:11).

Deutsche Militärgeschichte darf keinesfalls, wie anhand der Traditionserlässe gezeigt wurde, unumwunden affirmiert werden; sie kann Tradition nicht begründen. Deshalb muss sich das »Selbstverständnis der Bundeswehr« vor allem problembewusst präsentieren. Das »Leitmuseum« und das »musealisierte Selbstverständnis der Bundeswehr« dürfen sich keinesfalls mit »Beliebigkeit« an den vielfach problematischen Geschichtsbeständen deutscher Militärgeschichte bedienen. Vielmehr sehen sich die Museumsmacher den kritischen Augen einer skeptischen Öffentlichkeit ausgesetzt. Der »argwöhnische Blick« von außerhalb wird bereits in der Frühphase der Planung mitreflektiert. Dies wird zwar auch für die »militärische[n] Leistungsschauen« und »patriotische[n] Heilsgeschichten« (Pieken 2010b:6) der Vergangenheit gegolten haben; bemerkenswert ist jedoch, dass das Ausland nun als Rechtfertigungsinstanz Bedeutung erhält, um deren wohlwollende Anerkennung

geworben wird. Der Code der Verräumlichung rekurriert nicht auf Abgrenzung von anderen Armeen, sondern zielt auf die Distanzierung von der eigenen Vergangenheit; oder, wie in der Zeitschrift für Architektur Bau-Netz zum Zeitpunkt der Eröffnung zu lesen war, habe der Neubau dem Altbau den Krieg erklärt (Heilmeyer 2011). Diese Distanzierung wird auch mittels visueller Äußerungen vollzogen, die, wie im Diskurs des Neuen Museums, zu typischen und typisierbaren Aussagen werden. So findet sich auf den ersten beiden Doppelseiten einer Broschüre mit dem Titel »40,1 °« (2013), in der die Architektur des Hauses und dessen Bedeutung für die Leitidee des Museums beschreiben werden, eine kontrastierende Bildfolge.

Abbildung 29: Die Asymmetrie des Keils wird in der Wegeführung des Vorfeldes aufgenommen (oben). In der Abbildung von 1897 (unten) unterstreicht die militärische Formation der Geschütze und Kanonenkugeln die Symmetrie der Gesamtanlage.



Dass diese kontrastierende Visualisierung ganz im Sinne der Problematisierung der Ortsgeschichte steht, zeigt der nachfolgende Auszug, in dem der Projektleiter der Neukonzeption, Gorch Pieken, einen Artikel aus dem Magazin »Der Spiegel« zitiert, um zu demonstrieren, als was sich das MHM verstanden wissen

möchte: »Until now, most military museums ... have served as high altars of war. ... The new military museum in Dresden aims to defy this tradition.« (Popp, zitiert nach Pieken 2013:8, Ausl. im Orig.).

Die religiöse Metapher »Hochaltar des Krieges« erinnert an die »patriotischen Heilsgeschichten«, von welchen man sich abgrenzen möchte. Solcherlei Ausdrücke dienten der Abgrenzung von der Apologetik der militärgeschichtlichen Inszenierungen der Vergangenheit. Ziel des Museums sei es, die Traditionen der Verherrlichung des Militärs auf dem »Hochaltar des Krieges« zu verwerfen. Auf der Darstellung unten wirkt die Fassade tatsächlich wie ein Triptychon, zu dessen Füßen in militärischer Form Kriegsgerät in Stellung gebracht wurde. Die Inszenierung des Eingriffs oben vor strahlend blauem Himmel widersetzt sich hingegen dieser Tradition (»defy this tradition«). Die plakative Botschaft scheint darin zu bestehen, dass die in der Sonne glänzenden Edelstahllammellen mit dem Altbau auch gleichzeitig die Tradition militärisch-martialischer Repräsentation durchschneiden.

Übereinstimmend mit den Museumsmachern lehnt auch ein Autor der Süddeutschen Zeitung (Müller 2011) die apologetische Inszenierung von Militaria ab. Im Unterschied zu den Kuratoren der Ausstellung sieht er den Anspruch allerdings in der Ausstellung nicht eingelöst. Bemerkenswert ist dabei, dass er sich für die Formulierung dieses Vorwurfs desselben religiösen Vokabulars bedient, von welchem sich das MHM seinerseits klar distanzierte. Die Schuhe der Ermordeten von Majdanek würden durch die Inszenierung in der Ausstellung zu »Reliquien« und zu Überbleibseln vergangener »Martyrien«, womit deren Gewaltcharakter in der »Andacht« der Ausstellung erhalten bleibe. Der Vorwurf besteht also darin, dass das MHM die selbstgegebene Maxime der kritischen Darstellung »ohne Pathos« nicht einlöse. Somit verbliebe auch das MHM im Modus der »Normal-Musealität« (ebd.).²⁰

Dessen ungeachtet heißt es an anderer Stelle in dem für die Deutung der Architektur instruktiven Text: »The wedge-shaped, asymmetric extension [...] cuts through the massive existing building and its classical vocabulary.« (Pieken 2013:10). Der asymmetrische Keil zerschneide das massive, klassische Gebäude und mit ihm die an diesem Ort zusammenlaufenden Traditionslinien. Die Asymmetrie des Keils wird auch in der Wegeführung im Vorfeld des Museums aufgenommen.

Die Visualisierung setzt nicht nur die sprachlichen Topoi ins Bild, sondern gibt ebenso Auskunft über den *modus operandi* dieses Kollektivierungsdiskurses. So wie die Bilder kontrastierend angeordnet sind, so werden Vergangenheit und Gegenwart auch sprachlich durch Gegenüberstellung hergestellt. Die Abgrenzung von der

20 Entgegen dieser Einschätzung wertet der mediale Diskurs die Neugestaltung als tiefgreifend (Altmann 2012). So bemerkt etwa Nikolaus Bernau, dass sich das Museum »geradezu neu erfunden« habe (Bernau 2011).

Vergangenheit wird durch die Abwertung des ehemaligen Museumsraumes betrieben. Die Asymmetrie der Neugestaltung erhält als Chiffre einer militärkritischen Inszenierung Bedeutung, wobei die Symmetrie des Altbaus mit einer apologetischen Inszenierung gleichgesetzt und schließlich abgelehnt wird. Dabei wird das alte Arsenalhauptgebäude sowohl architektonisch, nationalräumlich, ästhetisch als auch sozialräumlich mit der Vergangenheit identifiziert. Geschichte und Raum werden somit miteinander verbunden und umfangreich problematisiert.

Architektur als Problem

Eine erste Problematisierung der Vergangenheit wird über die Architektur vollzogen. Die Räume des alten Arsens werden mit den neuen Räumen, die eine moderne Ausstellung gewährleisten sollen, deutlich kontrastiert. So stehe das alte Arsenal für die »Militärphilosophie des 19. Jahrhunderts«. Seine Funktion bestand darin, »die Militaria-Sammlung des Königreichs, nicht zuletzt Beutewaffen zu verwahren und schließlich auch zu zeigen.« (Rauchensteiner 2011:11). Demnach ging es bei der Planung des Neubaus explizit nicht darum, ein »Museumparkhaus zu errichten, bei dem es nur auf die Zahl der Quadratmeter ankommt«. Vielmehr war entscheidend, dass »die Architektur symbolischer Ausdruck unserer problematischen Geschichte wird.« (Pieken 2011:17). Das »Museumparkhaus«, das es zu vermeiden gilt, bildet das Äquivalent zur bloßen Verwahrung von Beutewaffen, wie sie für die Militärphilosophie des 19. Jahrhunderts charakteristisch sei. Das »Arsenal und Schatzgewölbe« (Rauchensteiner 2011:11), welches im Geiste des 19. Jahrhunderts durch Niederwerfung der Feinde und die Ausstellung ihrer Waffen einem heroischen Kollektivierungsdiskurs entspricht, kann keinesfalls als Blaupause für ein Haus dienen, mit dem sich die Bundeswehr und der »Gesamtstaat identifizieren« sollen. Mit den Begriffen »Museumparkhaus«, »Verwahren«, »Beutewaffen und Schatzgewölbe« wird dem Raum gleichzeitig eine Passivität zugesprochen, die mit der Aktivität, die den Räumen der Neugestaltung zugestanden wird, kontrastiert. Werden die alten Räume meist als geschlossen, starr, langweilig, repetitiv und dunkel beschrieben, so heißt es über die neuen Räume, sie seien transparent, spannend, hell. Die Architektur des Altbaus macht einen Wandel erforderlich. Zielsetzung war schließlich, inhaltlich und baulich neue Wege zu beschreiten (Pieken 2010b:7).

»Der von Libeskind entworfene keilförmige, asymmetrische Neubau durchdringt den massiven, militärisch streng gegliederten Altbau. Die neue Architektur stellt einen Einschnitt in das Gebäude dar, wodurch nicht nur seine äußere Gestalt, sondern auch das innere Raumgefüge grundlegend verändert wird: ›Der neue Baukörper kontrastiert innen und außen in Form und Charakter deutlich mit dem vorhandenen.‹ Der Neubau ergänzt die horizontalen, durch ein Säulenraster geglieder-

ten Flügel des Arsenal's mit vertikalen, geschossübergreifenden Sälen und schafft damit Platz für große und sperrige Großexponate.« (Pieken 2010b:7).

Die Beschreibung des Altbaus als »massiv« und »militärisch streng gegliedert« unterstreicht abermals die problematisierte Schwerfälligkeit des Gebäudes. Dass die Strenge der Anlage, die künstlich exponierte Lage des Gebäudes und gerade auch die Massivität des Altbaus Darstellungsformen des 19. Jahrhunderts waren, disqualifiziert sie, ein »gewandeltes Leitbild« auszudrücken. Auch das »Säulenraster« steht für eine als eng und einschränkend empfundene, vorgegebene Strukturierung räumlicher Bezüge. Dies führt zu einer Begrenzung der musealen Möglichkeiten. Mit der starren Vorgabe räumlicher Gliederung und durch die »militärische Strenge« wird dem bestehenden Raum ein repressiver Charakter zugeschrieben. Er erzwingt mit seinem *Raster* eine bestimmte Ausstellungsform und schränkt Möglichkeiten und damit Freiheiten ein. Eine bruchlose Inanspruchnahme des Raumes ist nicht möglich. Das horizontale Säulenraster wird durch vertikale Säle ergänzt, aufgebrochen oder gar befreit.

Entgegen der Einschränkung und strengen Begrenzung von Möglichkeiten werden die baulichen Veränderungen als Räume beschrieben, die Optionen öffnen. Denn wie die Innenarchitekten der Neukonzeption hervorheben, habe der Libeskind-Bau deren Arbeit positiv befördert (Merz/Holzer 2011:34; Bäuml 2015). So wie der Altbau mit Schwerfälligkeit, Passivität, Strenge und der Verhinderung von Optionen in Verbindung gebracht wird, so werden dem Neubau Transparenz, Aktivität, Subversion und Gestaltungsoptionen zugesprochen. Dass der asymmetrische Neubau den Altbau nicht nur durchdringt, sondern den durch horizontale Säulenraster gegliederten Flügel des Arsenal's vor allem »ergänzt« (Libeskind 2003:48), macht deutlich, dass mit der baulichen Veränderung – neben ihrem symbolischen Wert – auch ein Zugewinn an Möglichkeiten thematisiert wird. Obwohl der Keil an anderer Stelle mit typischen Begriffen der Gewaltsemantik (Kap. 5.2.7) beschrieben wird (sprengen, durchschneiden, aufbrechen; etwa bei Engel (2012)) steht hier das positiv konnotierte »Ergänzen« im Vordergrund. Durch den Hinweis auf die modernen Anforderungen und die Unzulänglichkeiten des Altbaus wird der räumliche Kontrast schließlich in einen zeitlichen rückübersetzt. Der Unterschied und die zeitliche Distanz zwischen der »Militärphilosophie des 19. Jahrhunderts« und den Ansprüchen von »museumpädagogischen Anforderungen [...] des 21. Jahrhunderts« könnten kaum größer sein.

Nationale Geschlossenheit als Problem

In Verbindung mit der räumlichen Enge und der Geschlossenheit der Bestände wird auch die nationale Geschlossenheit der ehemaligen Ausstellungen thematisiert. Hierin besteht ein zweiter Aspekt der Befremdung der Vergangenheit durch die Problematisierung des Raumes. Vor allem der nationalaffirmative Charakter

der ehemaligen Ausstellungen wird hervorgehoben. Denn die »geschlossenen Bestände« machten das Militär zu einem »Fixpunkt nationaler Identität« (Rogg 2011a:8). Dies sei überhaupt der Anlass dafür gewesen, dass das sächsische Kriegsministerium schließlich die Tore des alten Arsensals für das Publikum öffnete (ebd.). Die Vermittlung eines gleichermaßen *geschlossenen* Weltbildes und einer vorbehaltlosen Affirmation der eigenen Nation im Lichte ihrer »glorreichen Kriege« wird als Konstante der bisherigen Ausstellungen thematisiert (Rogg 2011a.9f). Auch in der Weimarer Republik habe das Museum als Bühne und »geschichtspolitische[r] Kampfplatz nationalstaatlicher Vergangenheitsbewältigung und Identitätssuche« gedient (ebd.). Die veränderte Rolle einer dezidiert international wahrgenommenen Ausstellung, die dieser national geschlossenen Vergangenheit entgegengesetzt wird, ist bereits anhand der Wahrnehmung der Ausstellung im Ausland angesprochen worden. Vor dem Hintergrund der vielseitigen Einbindung der Bundeswehr in internationale Verteidigungsbündnisse wird eine nationalräumlich geschlossene Selbstthematization zum Problem. Dass Internationalität nun sogar explizit als Teil des Traditionsbestandes relevant gemacht wird, belegt ein Blick in den Traditionserlass, wonach die »kameradschaftliche Zusammenarbeit mit den verbündeten Streitkräften auf der Grundlage gemeinsamer Werte« eine der Bundeswehr eigene Tradition bilde (BMVg 1982:3, P.20). Nationale Geschlossenheit wird durch die Erfordernisse der Gegenwart inopportun und muss auch im Leitmuseum der Bundeswehr problematisiert werden. Tatsächlich zeichnet sich die Neugestaltung des MHM durch eine weitgehende Abwesenheit nationalstaatlicher Hoheitssymbole aus. Embleme der Bundeswehr sind weder im Innern noch im Außenbereich auffindbar. Lediglich ein peripher aufgestellter Fahnenmast auf der Höhe des östlichen Flügels – und damit keinesfalls an exponierter Stelle – gibt Auskunft darüber, dass es sich bei dem Gebäude um eine Dienststelle der Bundeswehr handelt.²¹ Der Vergleich zum Armeemuseum der NVA, in dem das Staatswappen der DDR das Zentrum des triumphalen Eingangs bildete (s. Abb. 27), verdeutlicht diese auffällige Unauffälligkeit der gegenwärtigen Positionierung staatlicher Symbole.

Durch die Deutung der Architektur wird zudem eine Kontextualisierung von baulicher und nationaler *Schließung* vollzogen. Dieser sprachliche Konnex bleibt auch in der Verknüpfung von architektonischer und internationaler *Öffnung* erhalten. So wie der Keil das alte Arsenalgebäude aufbreche und neue räumliche Bezüge zu seinem Umfeld ermögliche, so stehe der Altbau für eine starre »nationale Prägung« (Pieken 2010b:6), wird als »Fixpunkt nationaler Identität« (Rogg 2011a:8)

21 Dies gilt auch für die verschiedenen Ausstellungsführer, in denen sich jeweils genau einmal das Logo der Bundeswehr findet; abgedruckt stets kleinformatig und auf der letzten Seite (2011a:193; 2011b:144). Auch auf den Flyern des Hauses stellt das Symbol der Bundeswehr keine offensive Repräsentation staatlicher Macht dar.

identifiziert und verkörpert eine abgrenzende und wehrhafte Haltung nach außen. Die Rede vom »Kampfplatz nationaler Vergangenheitsbewältigung« (ebd.) bringt ein tiefes Misstrauen gegenüber nationaler Geschlossenheit zum Ausdruck. Wehrhaftigkeit und Abgrenzung sind nicht mehr Teil des legitimen Werterepertoires und werden nunmehr als Problem verhandelt. Wieder wird das Phänomen der nationalen Schließung in der Architektur denunziert und damit erneut über den Raum problematisiert. Zur Passivität des Raumes und seiner Charakterisierung als streng und einschränkend kommt also das Problem der nationalen Geschlossenheit hinzu. Daran anschließend werden auch die apologetische Inszenierung der Armee und die damit verbundene Kritiklosigkeit in der Zurschaustellung von Militaria abgelehnt.

Heroisierende Ästhetik als Problem

Einem der beiden Ausstellungskataloge kann folgende Charakterisierung der vergangenen Ausstellungen entnommen werden: »Ein heroisiertes Militärbild in »schimmernder Wehr« avancierte so zum zentralen Bezugspunkt monarchischer und öffentlicher Selbstvergewisserung.« (Rogg 2011a:8). So wie die Architektur für eine militaristische Geisteshaltung steht, gilt dies auch für den wehrhaften, geschlossenen Charakter der Inszenierung im Inneren. In der Tat dienten die wehrhaften und Ehrfurcht gebietenden Bauwerke der Albertstadt und die martialisches Inszenierung staatlicher Macht am Ende des 19. Jahrhunderts und vor dem Erlass der Sozialistengesetze nicht nur als Schutzgebäude gegenüber äußeren, sondern vor allem auch als Drohgebäude gegenüber inneren Feinden (von Loh 2012:94).

Das oben beschriebene »heroisierte Militärbild« ist jedoch nicht nur eine absichtslose Beschreibung der Vergangenheit, sondern definiert als Abgrenzungsversuch *ex negativo* als was sich das MHM *heute* versteht – nämlich als ein »Museum ohne Pathos« (Pieken 2010b:7; 2012a:164). Diese wiederholt verwendete Formulierung geht Hand in Hand mit einer umfangreichen Befremdung jedweder heroischen Inszenierung von Militaria. An die Stelle der apologetischen Waffenschau trete so das »Museum ohne Pathos«. Dass diese Lesart auch vom medialen Diskurs, sowohl in ablehnenden als auch zustimmenden Artikeln, mitgetragen wird, zeigt sich etwa, indem die Berliner Tageszeitung feststellt, dass es sich bei MHM um kein »Mekka für Militaria-Fans« handle und diese »heilsam enttäuscht werden« (Bartsch, taz 2011), oder darin, dass das MHM als ein »Militärmuseum im Reflexions-Taumel« beschrieben wird (Güntner, NZZ 2011). Die Differenz zwischen Früher und Heute wird also auch dadurch kenntlich gemacht, indem der Heroik von einst die Losung entgegengestellt wird: »Denkstiftungs-, kein Sinnstiftungsmuseum« (Pieken, nach Güntner 2011). Dabei dient die negative Vergangenheit – unabhängig von ihrem tatsächlichen apologetischen Gehalt – der Konstruktion einer *anderen* Gegenwart,

deren zentraler Topos in der kritischen Reflexion des belastenden Erbes besteht. Die nachfolgende Beschreibung des Projektleiters der Neukonzeption fassen die Problematisierungen der in den Räumen des Museums denunzierten Geschichte prägnant zusammen.

»Die Geschichte der militärhistorischen Museen beginnt bei den Zeughäusern und Trophäensammlungen, aus denen Ruhmeshallen und Armeemuseen mit starker nationaler Prägung wurden: Orte militärischer Leistungsschauen mit Bildern vom braven Sterben in glorreichen Kriegen, Hallen für technische Sammlungen und patriotische Heilsgeschichten. Kritische Reflexionen auf die selbstgewählte Perspektive hatten dort keinen Platz.« (Pieken 2010b:6).

Die Begriffe »Ruhmeshalle«, »Heilsgeschichte« und »glorreicher Krieg« sowie die weiter oben formulierte »Verherrlichung von Waffen« problematisieren die Verklärung des Militärs und denunzieren diese auch in der Ästhetik des alten Gebäudes. Neben der Kritik an der nationalen Schließung (»patriotische Heilsgeschichte«, »starker nationaler Prägung«) wird hier vor allem durch ein quasi-religiöses Vokabular Befremdung erzeugt. Die bereits zu Beginn dieses Kapitels wiedergegebene Rede vom »Hochaltar des Krieges« reiht sich in die Problematisierung des Apologetischen ein. Die Sakralisierung des Krieges und damit die Unterordnung unter dessen Gebote erzwingen »braves Sterben«. Damit wird die Verbindung zur zuvor als »streng« beschriebenen Architektur wieder aufgenommen. Die Vergangenheit und mit ihr das alte Arsenalgebäude verströmen, dieser Lesart zufolge, den Geist des Militarismus. Dieser sei heroisch und apologetisch. Vor allem aber fordert er Unterwürfigkeit und die kritiklose Hinnahme der Befehle (»braves Sterben«). Die problematischen Aspekte der Vergangenheit und ihre räumlich-ästhetische Übersetzung münden schließlich in den zentralen Vorwurf der Kritiklosigkeit. Denn in den Häusern der Vergangenheit hatten »kritische Reflexionen auf die selbstgewählte Perspektive keinen Platz.« Die Distanzierung von einer als unkritisch beschriebenen Vergangenheit dient dazu, den überragenden Wert der Kritik hervorzuheben, den dieser für die *gegenwärtige* Ausstellung und das Selbstverständnis der Bundeswehr einnimmt.

Sozialräumliche Verengung als Problem

Mit der Erwähnung der »militärische[n] Leistungsschauen« und der »technischen Sammlungen« gerät schließlich eine vierte Ebene der Problematisierung des Museumsraumes in den Blick. Auch das Problem der Reduktion des Krieges auf rein technische Aspekte wird in ein räumliches Problem übersetzt. Die mangelnde Reflexion über zivile Aspekte der Gewalt und die Fokussierung auf Militärtechnik entsprechen einer sozialräumlichen Eingrenzung. Neben den nationalen Scheuklappen seien die früheren Ausstellungen dadurch zusätzlich in ihrem Blick verengt. So sollten in früheren Militärmuseen »Technik und Glanz der Waffen für sich

sprechen« (Pieken 2010b:6). Dass Technik und Waffen für sich sprechen, bedeutet auch, dass sie nicht kommentierungsbedürftig gewesen sind. Somit wird abermals der Konnex zwischen einer technikoptimistischen Faszination, die unhinterfragt bleibt, und dem Problem der Kritiklosigkeit geknüpft. In Abgrenzung dazu versteht sich das MHM allerdings nicht »primär als Technikmuseum«, sondern als ein Haus, das auch zivile Fragen von Krieg und Gewalt thematisieren möchte (a.a.O. 7). Obwohl das »verengte Interesse« von primär an Militärtechnik Interessierten zwar nicht grundsätzlich abgelehnt wird, soll dennoch eine Reduktion der Ausstellung auf technikgeschichtliche Aspekte vermieden werden (MHM-2, 476-485).

Hierbei zeichnet sich eine der zentralen Bruchlinien des Diskurses ab. Diese verläuft entlang der Frage, wie weit die sozialräumliche Rahmung einer militärgeschichtlichen Ausstellung gefasst werden sollte. Der ausschließlichen und unreflektierten Zuwendung an die Militärtechnik wird die Forderung der Denkstiftung gegenübergestellt. Dass das MHM kein Technikmuseum, sondern »kritisch codierte Architektur« und damit »weniger ein Haus der Sinnstiftung als der Denkstiftung« sei (Pieken 2010b:7), stellt eine Maxime der Museumsmacher dar, die auch im medialen Diskurs oft wiederholt wurde (Güntner 2011). Mit dem Vorwurf der technikgeschichtlichen Verengung und der Kritiklosigkeit wird ein Unbehagen gegenüber einer bloß instrumentellen Vernunft artikuliert, deren Gefahrenpotenzial durch Kritik und Denken in Schach gehalten werden soll. »Denkstiftung statt Sinnstiftung« bedeutet genau dies und stellt die aufklärerische Selbstermächtigung mündiger Subjekte ins Zentrum dieses Identitätsdiskurses. Das Leitbild mündiger »Staatsbürger in Uniform«, die sich nicht als »Staat im Staate« (Himmeroder Denkschrift 1950, nach Rautenberg/Wiggershaus 1985:185), sondern als Teil der Zivilgesellschaft verstehen, führt dazu, dass die Relevanz ziviler Aspekte in der Ausstellung durchaus den (umkämpften) Kern des Selbstbildes der Bundeswehr berührt.

Die Geschichte des Arsenalhauptgebäudes wird also in erster Linie als Problem und nicht als Identitätsressource thematisiert. Die Befremdung der Geschichte verläuft dabei über umfangreiche abwertende Charakterisierungen des Raumes. Dieser wird auf architektonischer, nationalstaatlicher, ästhetischer sowie lebensweltlicher (sozialräumlicher) Ebene als Problem konstruiert. Die narrative Struktur, der Plot dieser Diskursivierung (Kap. 3.5), erzählt sich bis hierher in etwa folgendermaßen:

Der beschriebene Raum und mit ihm die Vergangenheit sind geschlossen, dunkel, langweilig und von schwerfälliger Passivität; ein bloßer *Verwahrungsort* (Museumparkhaus), der in erster Linie eine Last darstellt. Er ist Sinnbild *militärischer Strenge* im Innern und nach außen. Trotz aller Passivität verströmt der Raum den repressiven Geist des 19. Jahrhunderts. Dieses problematische Erbe ist militaristisch, martialisch, apologetisch, undurchsichtig und national verengt. Der Raum des Arsens, seine *rasterhafte* Symmetrie sowie die räumliche Strukturierung werden zur Chiffre für vorgegebene Perspektiven, Gehorsam, Kritiklosigkeit und man-

gelnde Selbstreflexion. Der zusätzlich im Modus *technischer Leistungsschauen* verengte Blick blendet zivile Aspekte und Fragen des Leidens am Krieg aus. Diese Aspekte stellen in erster Linie eine Herausforderung dar und stehen einem Museum, mit dem sich der *Gesamtstaat identifizieren* kann, im Weg. Auch die sozialräumliche Verengung und die technische Reduktion auf Aspekte bloßer instrumenteller Vernunft verhindern Kritik und Selbstreflexion. Die Maxime lautet deshalb: keine *Sinnstiftung in schimmernder Wehr*, sondern *Denkstiftung durch kritische Reflexion*.

6.3.2. Störung, Zerstörung und Verstörung als Wert

Dadurch, dass die Vergangenheit des Arsenalts über den Raum problematisiert wurde, muss sie auf Abstand gebracht werden. Wie dies durch die diskursive Deutung des MHM vollzogen wird, ist Gegenstand des folgenden Unterkapitels. Obwohl sich die Diskursivierungen von Raum und Zeit empirisch durchdringen, ist es sinnvoll diese analytisch getrennt zu interpretieren.

Zeitliche Strukturierung

Die umfangreiche Diskontinuitätssemantik, die in der Selbstdarstellung des MHM nachweisbar ist, dient in erster Linie dazu, eine Demarkationslinie zwischen Damals und Heute zu ziehen. Dabei wird Zeit in ein Davor und ein Danach eingeteilt. Anders aber als bei der Konstruktion einer »heroischen Vergangenheit«, wie sie für die Vertreterinnen der GHB im Kontext des Neuen Museums konstitutiv war (Kap. 5.2), ist hier die Rückkehr oder gar die Wiederholung der Vergangenheit gerade nicht geboten. Wie bereits anhand der Traditionserlässe deutlich wurde, (BMVg 1982, 2018) scheidet Vergangenheit als Identitätsressource aus: »Ein Unrechtsregime, wie das Dritte Reich, kann Tradition nicht begründen.« (BMVg 1982:1, P.6). Eine zeitkonstitutionell wichtige Ergänzung findet sich in der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung, denn dem ansonsten unveränderten Passus wird folgender Imperativ hinzugefügt: »Eine Wiederholung gilt es für alle Zukunft auszuschließen.« (BMVg 2008:4, P.201).

Instruktiv dafür, wie »eine Wiederholung für alle Zukunft auszuschließen« sei und wie die Architektur in diesem Sinne zu verstehen ist, ist erneut einer der Ausstellungsführer.

»Mit der Formensprache der Architektur wird so die Leitidee des Militärgeschichtlichen Museums für alle sichtbar übersetzt: die traditionellen und überlieferten Sichtweisen einer gewaltverdichteten Geschichte zu erkennen, durch neue Perspektiven zu hinterfragen und wo nötig zu brechen.« (Rogg 2011a:15).

Neben der Verknüpfung von Leitidee und Architektur werden die Techniken der Distanzierung von der Vergangenheit benannt. Der Bruch mit der Geschichte, das Eröffnen »neuer Perspektiven« sowie ein Misstrauen gegenüber den »traditionellen

Sichtweisen« räumen dem Aspekt der Diskontinuität und der Störung einen hohen Stellenwert ein. Das eindringlichste Symbol für den Versuch, mit der Geschichte und dem problematischen Erbe zu brechen, stellt der massive Eingriff in Form des keilförmigen Neubaus dar. Wie der Keil zu dechiffrieren ist, wird in den Publikationen des Museums weiter ausgeführt: »Der Keil wird zum Gewaltinstrument, der das Arsenal zerschneidet, zum Stachel, zum Zeichen für Krieg und Schmerz, zum Kontrapunkt des Arsenal, der Krieg nicht anerkennt, sondern in Frage stellt.« (Pieken 2010b:7; identisch 2011:17).

Die Distanzierung von der Vergangenheit wird mit denselben sprachlichen Mitteln hergestellt, die auch im Diskurs des Neuen Museums erkennbar wurden. Die Verwendung plakativer Begriffe aus dem semantischen Feld der Gewalt (Gewaltinstrument, zerschneidet, Stachel, Zeichen für Krieg und Schmerz) dient auch hier der Befremdung. Da die militärische Vergangenheit, die im Raum virulent bleibt, als Bezugspunkt einer positiven Selbstimagination ausscheidet, erscheint die Gewalt gegen die eigene Vergangenheit aber gerade erwünscht, funktional und als moralisch geboten. Da Geschichte hier in erster Linie als Problemgeschichte (und nicht als Identitätsressource) beschrieben wird, erscheint die Gewalt gegen die bauliche Substanz – im Unterschied zum Neuen Museum – legitim. In den Worten Derridas handelt es sich hier also um einen triumphierenden Diskurs (Kap. 2), da die Struktur des Erbens über das Erbe triumphiert und die Abgrenzung davon weithin sichtbar in der Architektur verräumlicht.

Der oben zitierte Absatz wird ebenso im englischsprachigen Architekturführer, der für die Deutung der Architektur instruktiv ist, sinngemäß übernommen. Hier heißt es: »The wedge becomes a weapon severing the arsenal. It is a thorn, a symbol of war and pain, and a counterpoint to the arsenal.« (Pieken 2013:12). Nun wird der Keil (»wedge«) sogar als Waffe (»weapon«) bezeichnet und unterstreicht damit die Funktionalität der Begriffe aus dem semantischen Feld der Gewalt. Dieser Nutzen besteht darin, den Lauf der Geschichte in ein Davor und ein Danach einzuteilen. Die zeitliche Struktur besteht auch hier zunächst in einer zeitlichen Zweiteilung. Früher und Heute werden – wie im heroischen Kollektivierungsdiskurs der Gesellschaft Historisches Berlin (Kap. 5.2) – durch größtmögliche Kontrastierung voneinander unterschieden. Allerdings haben sich die Vorzeichen, mit denen die beiden Hemisphären der Zeit versehen werden, umgekehrt. Im Sinne einer umgekehrten Erweckungsrhetorik ist es nicht mehr die Rückkehr zur Vergangenheit, mit der die Zeit der Agonie in der Gegenwart überwunden werden muss. Vielmehr wird die Waffe (»weapon«) der kritischen Reflexion nun auf die Vergangenheit gerichtet, damit diese auf Abstand bleibt.

Gerade die Deutung des Eingriffs als »Kontrapunkt« (»counterpoint«) dient diesem Zweck. Auch die Grundidee des Entwurfs Libeskind's reiht sich so in die Zweiteilung der Zeit ein. Bereits der ursprüngliche Titel des Konzepts »Beyond the Ar-

senal« artikuliert diesen Anspruch.²² Auf der Homepage des Architekten heißt es dazu:

»The winning design boldly interrupts the original building's classical symmetry. [...] The new façade's openness and transparency is intended to contrast with the opacity and rigidity of the existing building. The latter represents the severity of the authoritarian past, while the former reflects the transparency of the military in a democratic society.« (Libeskind 2011).

Dem als mutig beschriebenen Eingriff wird nicht nur eine räumliche Veränderung zugesprochen; er stehe außerdem für eine Zeitenwende. Die autoritäre Vergangenheit, deren Undurchschaubarkeit und Rigidität (opacity, rigidity) weichen einer offenen und demokratischen Gegenwart (transparency, democratic society). Diese gebe sich in der kontrastierenden, aber transparenten Fassade zu erkennen. Die Zeitenwende enthält so auch eine normative Wendung. »Beyond the Arsenal« lässt sich sowohl als räumliches »hinter« als auch als zeitliches »nach« interpretieren. In den Deutungen der Entwürfe durch den Architekten und die anderen Akteure der Neukonzeption wird stets wiederholt, dass Bestehendes *hinter* sich gelassen und *hinterfragt* werden soll. Aber auch zeitlich wird damit eine Neuorientierung *nach* der Zeit des Nationalsozialismus und der Zerstörung der Altstadt Dresdens eingefordert. Der Gegensatz zwischen »authoritarian past« und »democratic society« kann zudem als eine Distanzierung von der DDR gedeutet werden. Denn auch dieser Geschichtsbestand muss aktiv auf Abstand gehalten werden und ist mit der allgemeineren Betonung einer »autoritären Vergangenheit« eingeschlossen. Die kontrastierende Gegenüberstellung und die dramatische Inszenierung eines *endgültigen* zeitlichen Bruchs befolgen somit den eingangs zitierten Imperativ, wonach eine Wiederholung für alle Zukunft auszuschließen ist.

Das Gebot der Rekonstruktion einer »heroischen Vergangenheit« verkehrt sich hier in die Pflicht zur Dekonstruktion derselben. Bruch, Diskontinuität und Neuorientierung sind dabei nicht nur Schlüsselbegriffe in der Diskursivierung des MHM, sondern ebenso die grundlegenden Motive des »Stunde-Null-Mythos« (Hein-Kircher 2013:37). Dieser gehört zu den fundierenden Erzählungen der Bundesrepublik. Der »mythomotorische« Mehrwert (Assmann 1992) scheint hier wie dort in der Verheißung der Selbsterneuerung zu bestehen, derer die Bundeswehr vor dem Hintergrund der Geschichte so dringend bedarf. Eine weitere Parallele zum Stunde-Null-Mythos bildet der Aspekt der Neuorientierung, welcher sich in der Sprache des Mythos als Neuanfang übersetzen lässt. Der Keil greift nicht nur in die symmetrische Architektur ein, die als Chiffre für »authoritarian past«, Kritiklosigkeit, Undurchsichtigkeit und schwerfällige Passivität Bedeutung erhält. Die Störung der alten architektonischen Anordnung führe zudem zu einer

22 Dazu auch Pieken (2011:17).

stadträumlichen Neuorientierung des Gebäudes. Libeskind selbst knüpft diese Verbindung in einer umfangreichen Darstellung seines Konzeptes in einem der vom MHM herausgegebenen Hefte (Scheerer 2003). Der Erweiterungsbau schaffe eine »grundlegende Neuausrichtung«, er »erhebt« sich über das Alte und ermöglicht eine Öffnung zur Stadt (Libeskind 2003:48). Dass sich der Neubau über den Altbau »erhebt«, unterstreicht nochmals die Maxime, das Alte nicht unhinterfragt anzuerkennen.

Räumliche Strukturierung

Ein weiteres Ziel der baulichen Intervention und des Aufbrechens der Symmetrie bestehe außerdem darin, den Gästen neue Wege aufzuzeigen: »Der Neubau bricht mit der Symmetrie des Gebäudes und [ergibt] eine prinzipielle Neuausrichtung, die die Bewegung des Besuchers umlenkt und auf neue Wege führt.« (Libeskind 2003:48). Dass diese »neuen Wege« auch eine Neuausrichtung stadträumlicher Bezüge umfassen, wird zudem durch eine Skizze expliziert, die dem Text zur Seite gestellt ist. Der Keil verweist demnach mit seiner Spitze auf das Ostragehege, insbesondere auf das darauf befindliche Sportgelände, welches den Bombern der Alliierten als Triangulationspunkt diene (Libeskind 2010, 2011). Diese setzten von dort, in gleichmäßigem Winkelmaß, Leuchtmarkierungen für die Bombardierung der Dresdner Altstadt. Das trichterförmige Areal, welches dadurch aufgespannt wurde, wird durch die Form des Keils aufgenommen. Ebenso erinnern die Umrissse des modernen Baukörpers aus der Vogelperspektive an die Flugformation eines Bombergeschwaders.

Paul Jones konnte anhand der 1.776 Fuß des Freedom Towers in New York und der Zahlensymbolik im Jüdischen Museum in Berlin darauf hinweisen, dass diese Referenzen, mit denen Libeskind seine Architektur deutet (und verkauft), nicht intuitiv am Objekt nachvollziehbar sind (Kap. 3). Auch die Interpretationen der Winkelbezüge, die sowohl die räumlichen als auch die historischen Beziehungen in Dresden neu relationieren, sind auf die Versprachlichung in den Publikationen des Museums angewiesen. Die diskursive Konstruktion der stadträumlichen Bezüge findet neben dem Entwurfskonzept des Architekten (Libeskind 2003) auch über eine Broschüre mit dem kryptischen Titel »40,1 °« (Pieken/Libeskind 2013) Eingang in die Bedeutungskonstruktion der Architektur. Der Titel dieser Publikation nennt schließlich das Winkelmaß des durch die Markierungspunkte der alliierten Bomber aufgespannten Zerstörungsbereiches der Dresdner Altstadt. Zudem laufen die Fluchtlinien in der Spitze des Keils im selben Winkel zusammen. Auch die Spitze des Keils verweist in einem Winkel von 40,1 ° auf das Ostragehege. Gerade die Vermittlungsbedürftigkeit des architektonischen Konzeptes eröffnet dem Architekten und den Museumsbetreibern Freiheitsgrade in der Auslegung der Entwürfe

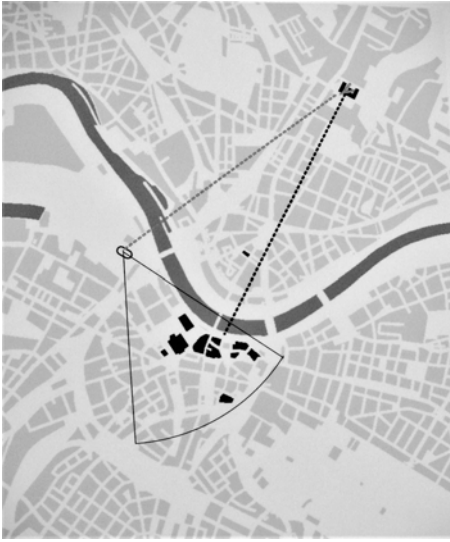
und ermöglicht so Interpretationen im Sinne eines erwünschten musealisierten Selbstbildes.

Sowohl die Sportanlagen des Ostrageheges als auch der in der Nähe des Alberthafens nach 1945 entstandene Trümmerberg sind aus der begehbaren Spitze des Keils jedoch kaum erkennbar. Die Schaffung neuer stadträumlicher Bezüge bleibt an die diskursive Konstruktion gebunden, zumal selbst mit dem Wissen um dieses behauptete Verweissystem sowohl das Ostragehege als auch der dortige Kriegstrümmerberg nur mühsam und bei starker optischer Vergrößerung erfassbar sind. Keineswegs jedenfalls ist der relevant gemachte räumliche Bezug zum Triangulationspunkt der Bombardierung Dresdens intuitiv erlebbar.²³ Unabhängig davon, ob der Winkel von 40,1 ° oder die stadträumlichen Relationen erfahrbar sind, werden sie in den erklärenden Publikationen des MHM zu wichtigen Werkzeugen der Raumkonstruktion. Dank der diskursiven Konstruktion räumlicher Bezüge wird das Arsenalgebäude nicht mehr ausschließlich mit der glanzvollen Silhouette des ›Elbflorenz‹ assoziiert. Die moderne Ergänzung des Gebäudes wird so zum Fingerzeig Richtung Ostragehege und weist damit nicht nur an einen anderen Ort, sondern auch in eine *andere* Vergangenheit. Dieser Fingerzeig der Architektur ruft nun nicht mehr die heroische Vergangenheit des Alten Dresden auf, sondern die Zerstörungen der Bombardierung Dresdens am 13. und 14. Februar 1945. Indem das Gebäude eine grundlegende Transformation seines Raumgefüges erfährt (Libeskind 2003:48), werden die stadträumlichen Relationen zwischen Albertstadt und Dresdner Altstadt schließlich vor dem Hintergrund eines auf Abkehr rekurrierenden ›negativen Geschichtsbildes‹ neu zueinander in Bezug gesetzt.

Die prinzipielle Neuausrichtung betrifft allerdings nicht nur stadträumliche Relationen, sondern umfasst ebenfalls eine »grundlegende Transformation« und »einen Einschnitt« im Inneren des Hauses. Dass die Architektur eine »grundlegende Transformation« des Gebäudes und »seines Raumgefüges« und überdies »Ausstellungsräume einer neuen Qualität« ermögliche (Libeskind 2003:48), macht nochmals deutlich, dass dies als Zugewinn an Möglichkeiten verstanden wird. Dem Aspekt der Störung wird auch im Inneren eine positive Rolle zugeschrieben; dieses Mal allerdings als Instrument einer bewussten Irritation der Besuchenden. Die Aktivität und die aktivierende Rolle, die dem neuen Gebäudeteil zugesprochen werden, erhalten abermals durch die Gegenüberstellung mit der bereits problematisierten Passivität des alten Gebäudes ihren semantischen Sinn. Die Umkehrung ehemaliger Ausstellungen, deren Ziel neben der Demonstration von Stärke gerade

23 Gleiches gilt für die umgekehrte Blickrichtung vom Kriegstrümmerberg Richtung MHM. Trotz des massiven Eingriffs hebt sich auch der Keil der Neugestaltung kaum zwischen den Dächern der umgebenden Gebäude ab. Auf den Trümmerberg wiederum wird im Stadtraum zumeist nicht verwiesen. Auch in Stadtplänen ist dieser meist nicht eingezeichnet (etwa Falk 2006).

Abbildung 30: Die stadträumlichen Bezüge der Architektur werden durch Abbildungen vermittelt. Die obere Line verbindet das Museum mit dem Ostragehege, indem sie von der ursprünglichen Achse in einem Winkel von $40,1^\circ$ abweicht; Abbildung 31: Die vertikale Vitrine gestattet die etagenübergreifende Inszenierung verschiedener Geschosse aus unterschiedlichen Kriegen und Epochen.



in der *Selbstvergewisserung* lag, besteht darin, das Leiden am Krieg, die Bedrohung durch Gewalt, vor allem aber die damit verbundenen *Selbst-Verunsicherungen* zu thematisieren. Die neue Ausstellung will demnach bewusst verstören und die Rezipierenden auf emotionaler Ebene ansprechen (Merz/Holzer 2003:56). Sie will nicht mehr für den Krieg (positiv) *euphorisieren*, sondern für das Leiden am Krieg sensibilisieren und in diesem Sinne (negativ) *emotionalisieren*.

Besondere Bedeutung wird den fallenden Wänden im Inneren, die so eine dramatische Inszenierung der Exponate in »vertikalen Vitrinen« erlauben (Merz/Holzer 2003), und den künstlerischen Installationen in der Ausstellung zugeschrieben. Im Eingangsbereich erwartet die Gäste ein »Bombenhagel«, der auf die Betonkonstruktion eines Einpersonenbunkers niedergeht. Durch die Innenarchitektur der modernen Ergänzung des Museums wird die Botschaft, dass im Angesicht enthemmter Gewalt auch der massivste Schutzraum unzulänglich bleibt, eindringlich ins Bild gesetzt. Ebenfalls im Erdgeschoss findet sich eine Installation, in der ein Lichtblitz den Moment der Detonation der Atombombe von Hiroshima imitiert. Durch den Schattenwurf der Rezipierenden, der sich so auf einer der fallenden

Wände kurzzeitig abbildet, werden die Rezipierenden Teil der Installation. Nach einiger Zeit verschwinden die Silhouetten der Betrachtenden wieder, wodurch in der Tat eine verunsichernde Dissoziationserfahrung erlebt wird und eine intendierte »überraschende Wahrnehmung des eigenen Körpers, der sich von seinem Schatten löst« (Pieken 2010b:9). Nicht nur die bedrohliche Inszenierung, sondern auch die Dissoziation von Schatten und eigenem Körper stiften tatsächlich ein verstörendes Gefühl der (Selbst-)Verunsicherung. Auch in ihrem *ephemer* Charakter kontrastiert diese Darstellungsform stark mit Beständigkeit und *ewigen* Ruhm verheißenden Waffenschauen der Vergangenheit.

Die weitere Analyse zeigt also, dass die Distanzierung von der Vergangenheit, die im Raum denunziert wird, durch den Aspekt erwünschter Störung betrieben wird. Die narrative Struktur (Kap. 3.5) kann somit folgendermaßen weitererzählt werden:

Mit dem asymmetrischen Keil wird die rhythmisch und gleichmäßig gegliederte Fassade des Gebäudes, die zuvor zur Chiffre einer *rigiden* und *autoritären* Vergangenheit gemacht wurde, aufgebrochen. Die Architektur bricht Bestehendes auf und erzeugt *Störung*. Erst durch die Neuordnung des räumlichen Verweissystems werden alte Relationen aufgekündigt. Durch die räumliche Neuorientierung wird die *Zer-Störung* Dresdens mit der Ortsgeschichte des Arsenalgebäudes in Verbindung gebracht. Schließlich wird der Architektur im Inneren ein emotionalisierendes Potenzial der *Ver-Störung* zugesprochen. Irritation und Verunsicherung erscheinen gerade als Abkehr von »glanzvollen Waffenschauen« und heroischen Bildern in »schimmernder Wehr« notwendig. In allen drei Dimensionen wird dem Keil im Innern wie im Äußeren ein aktives Handlungspotenzial zugesprochen. Er »bricht auf«, er »hinterfragt«, führt Besucher auf »neue Wege«, »eröffnet neue Perspektiven« und stellt neue Relationen her. So wird der keilförmige Neubau zur Waffe (weapon), mit der die Vergangenheit gezwungen wird, Abstand zu halten.

Das Deutungsangebot der Museumsmacher und der Architekten entspricht damit dem, was die Architektursoziologin Heike Delitz als produktiven Stör-Akt bezeichnet hat. Die Architektur Sarah Hadids, Frank O. Gehrys und Daniel Libeskind sei demnach der »Antiheld im Verlangen nach der »europäischen Stadt«; durch die »Ablösung von der Geschichte« werde sie zum Stör-Akt (2010b). Produktiv sei diese Architektur, da sie durch »Nicht-Ordnung neue Bewegungen« evoziere; das Soziale soll so in Bewegung kommen und sich dynamisieren (Delitz 2010a). Tatsächlich findet diese These im Falle des MHM nachgerade idealtypische Bestätigung, denn die produktive Unruhe wird für die umfangreiche Neuordnung nutzbar gemacht. Aus glanzvoller Selbstvergewisserung wird emotionalisierende Verunsicherung, aus apologetischer Geschlossenheit eine bauliche Offenheit, die mit dem Anspruch der Dekonstruktion und demokratischer Transparenz, Integrität und Kritik verbunden wird. Die Architektur soll demnach Irritation im Inneren wie in der Außenbeziehung stiften. Sie soll betroffen machen, Blick- und Wahrnehmungsmuster

irritieren und erneuern. Indem sie auf das Leiden am Krieg aufmerksam macht, wird sie so tatsächlich zu einem dennoch gefeierten Antihelden.

6.3.3. »Identitäres Trümmerfeld«: Rekonstruktion statt Dekonstruktion

Angesichts der verheerenden deutschen Militärgeschichte, der Shoah, zahlreicher Kolonial- und Kriegsverbrechen und des millionenfachen Sterbens in zwei Weltkriegen mag das Gebot der Distanzierung nicht besonders überraschen. Die scharfe Abgrenzung von der Vergangenheit wurde allerdings weder in der Gründungsphase der Bundeswehr noch in der Gegenwart einhellig gefordert oder mitgetragen. Bereits die Verfasser der »Himmeroder Denkschrift« setzten eher auf Kontinuität denn auf den Bruch mit der Vergangenheit. Hitlernähe Generäle, wie etwa Hermann Foertsch, vertraten die Meinung, dass *zeitlose* soldatische Tugenden auch weiterhin Gültigkeit besäßen und durchaus auch als Fundament der »Neuen Wehrmacht« [sic!] (Bald 2005b:179) taugten.²⁴ Der Historiker Detlef Bald betont, dass die erste Fassung der »Denkschrift von Himmerod« noch keinen Satz zur Reform des Militärs vorsah und der »militärische Traditionalismus so programmatisch gefeiert« wurde (ebd.). Somit kann die Denkschrift anfänglich eher als Dokument der Restauration und nicht des demokratischen Neuanfangs gewertet werden. Erst die ultimative Drohung des Begründers der Inneren Führung, Graf von Baudessin, die Denkschrift in ihrer ersten Fassung nicht zu unterschreiben, führte schließlich dazu, dass »durch bescheidene Ergänzungen des Textes eine normative Wertewendung« vollzogen wurde (Bald 2005b:179). Dieser »Gründungskompromiss« (ebd.) und die Auseinandersetzung zwischen »Reformern und Traditionalisten« (Prüfert 2005) bilden bis heute die zentrale Spannungslinie der Kollektivierungsdiskurse im Kontext der Bundeswehr.²⁵

An diesem Punkt treten deutlich die unterschiedlichen zeitkonstitutionellen Logiken verschiedener Kollektivierungsdiskurse hervor. Auch im Ausstellungsführer des MHM wird auf diese Spannungslinie aufmerksam gemacht. Dort heißt es: »Viele trugen in den Aufbaujahren die scharfe Abgrenzung zur Wehrmacht nicht mit. Sie sahen sich als Kämpfer, die einem besonderen Stand mit eigenen Regeln angehörten und zeitlosen soldatischen Tugenden folgten.« (Pieken/Rogg 2011a:171, Herv. JK).

24 Des Weiteren waren Adolf Heusinger und Hans Speidel Mitautoren der Denkschrift von Himmerod. Als Mitglieder des Generalstabes der Wehrmacht waren beide an der Planung und Durchführung der Vernichtungskriege beteiligt (Bald 2018).

25 Das Reformkonzept der Inneren Führung wurde und wird anhaltend diffamiert. Die Polemik gegen die zentrale Dienstvorschrift erklingt zuweilen sogar aus den höchsten Führungsebenen der Institution; etwa als Franz Josef Strauß – in seiner Funktion als Bundesverteidigungsminister (!) – vom inneren Gefüge der Bundeswehr abwertend als einem »inneren Gewürge« sprach (Bald 2018, s.a. Abenheim 1989:113ff., insb. 119).

Die bruchlose Konstanz »zeitlose[r] soldatischer Tugenden«, die im Modus der Wiederholung eines ewig gültigen Kanons verfährt, steht einer diskontinuierlichen »scharfe[n] Abgrenzung zur Wehrmacht« entgegen. Dass die Innere Führung bei einem Teil der Truppe nicht verfängt und beharrlich als »weiche Welle« (ebd.) verhöhnt wird, zeigt sich auch anhand der Funde von Nazidevotionalien in den Kasernen der Bundeswehr, die wiederum eine Reformulierung des Traditionserlasses und damit eine erneute Bekräftigung der »scharfen Abgrenzung« zur Folge hatten (Kap. 6.2). Diese Debatten verweisen auf die beiden Fronten des Gründungskompromisses, die bis heute bestehen und durch zyklisch sich wiederholende Skandale in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder aufflackerten. Auch die »grundlegende Neuorientierung« (Libeskind 2003:48) des MHM wurde keinesfalls unumwunden als Wert anerkannt. Im Schatten des keilartigen Störkörpers, der die Fassade und das Innere des Arsenalhauptgebäudes in der Dresdner Albertstadt durchschneidet und den Bruch in der Geschichte der Institution verdeutlicht, verschaffen sich die Gegenstimmen eines anderen Kollektivierungsdiskurses Gehör. Unter Zuhilfenahme der Kontrastfolie dieses Gegendiskurses wird eine gänzlich andere Deutung der Architektur erkennbar.

Der Versuch, konkurrierende Wissensverhältnisse zu etablieren, wurde im Vorfeld der Dresdner Kommunalwahlen am 13. Juni 2004 unternommen, indem sich das sogenannte Nationale Bündnis Dresden (NBD) klar gegen die Neukonzeption des MHM positionierte.²⁶ Auf einem der Flyer dieses Parteienzusammenschlusses heißt es dazu:

»... das unverwechselbare Stadtgesicht von Elbflorenz soll den verrückten Ideen von Pop-Avantgardisten ... zum Opfer fallen, ... deren Sympathie den kalten, geschichtslosen und gesichtslosen Kapitalistenmetropolen in den USA gilt.« (zitiert nach Legner-Zuriel 2004, Ausl. im Orig.).

Die Identität der Stadt ist bedroht! Das Alleinstellungsmerkmal ist durch einen Anthropomorphismus gekennzeichnet. Das »unverwechselbare Stadtgesicht« wird mit den gesichtslosen (sprich: nicht identifizierbaren) Kapitalistenmetropolen kontrastiert. Das eigenräumliche »Elbflorenz« ist durch die Exosphäre USA bedroht. Diese ist nicht nur »kalt« und »gesichtslos«, sondern vor allem »geschichtslos«. In letzterem Attribut klingt eine Mahnung vor Geschichtsvergessenheit an. Das Stadtgesicht, welches durch die »verrückten Ideen« der »Pop-Avantgardisten« bedroht

26 Dieser Zusammenschluss auf städtischer Ebene bestand aus NPD, DVU, der Deutschen Partei und den Republikanern (Legner-Zuriel 2004). Inwiefern dies bei den Wählerinnen auf Resonanz stieß, kann hier nicht überprüft werden. Die Entscheidung, die Neukonzeption des MHM zum Wahlkampfthema zu machen, legt allerdings nahe, dass mit einem gewissen Unmut über die Umgestaltung des Arsenalgebäudes in der Bevölkerung durchaus zu rechnen war.

ist, verknüpft die Gefahr wieder mit dem semantischen Feld der Gewalt. In diesem Kontext und im Dunstkreis rechtsnationaler Kreise war überdies sogar von einer »zweiten Bombardierung« Dresdens die Rede (zitiert nach Teidelbaum 2011:1). Vor dem Hintergrund dieser drastischen Formulierung erhält die fremdweltliche Sphäre der USA ein zusätzliches Bedrohungspotenzial, da die Architektur Libeskind mit der Zerstörung Dresdens durch britische und US-amerikanische Bomber kontextualisiert wird.

In einem Artikel in der Zeitschrift »Sezession im Netz« malt einer der Redakteure dieses düstere Bild der Bedrohung weiter aus. Vor allem aber wird nun die Unmöglichkeit der Identifikation mit der neuen Museumsarchitektur bereits mit dem sprechenden Titel »Militärgeschichte ohne Identität« hervorgehoben.

»Zu behaupten, man wolle nun in dieses vollkommen anorganische und nicht einmal halbherzig gelebte Stückwerk befohlener Identität noch ›einen Keil treiben‹, grenzt eigentlich an politisch-historische Nekrophilie. Es ist eine peinlich verspätete Szene, den New Yorker Stararchitekten auf dem identitären Trümmerfeld Bundeswehr stolz seine ›Dekonstruktion‹ verkünden zu lassen, die sich zudem längst zur intellektuellen Retorte entwickelt hat.« (Springer 2012).

Der Bruch mit der Vergangenheit wird nicht als notwendige Dekonstruktion einer problematischen Geschichte empfunden, sondern als Zertrümmerung (»Trümmerfeld Bundeswehr«) eines weiterhin identitätsstiftenden Gesamtbestandes deutscher Militärgeschichte. Dass das Verwerfen der Tradition von der Tageszeitung »taz« als »heilsam enttäuschend« (zitiert nach Springer 2012) betitelt wurde, empört den Autor zusätzlich. Was einerseits Heilung verspricht, wird andererseits als Zerstörung des Eigenen wahrgenommen. Mit den Begriffen ›Heilung‹ und ›Zerstörung‹ werden abermals die Extrempunkte des semantischen Feldes der Gewalt genannt (Kap. 5.2.7). Neben der Pathologisierung als »politisch-historische Nekrophilie« und der Rede von den »verrückten Ideen« ist ebenso das diskreditierende Vokabular aus dem semantischen Feld des Wahnsinns auffindbar. Unter dem Titel »Alles schräg« formuliert ein Autor der rechtsnationalen Zeitung »Junge Freiheit« seine Kritik, die explizit an der Ästhetik der Diskontinuität Anstoß nimmt. Das Logo des MHM dient dabei als Beispiel für eine auch im Allgemeinen »schräge« Ausstellung.

»Das schief durchschnittene Signet des neuen Militärhistorischen Museums ist Programm: Hier soll Bestehendes gebrochen und Schräges zur Norm werden. Eine krude Botschaft, die in den stürzenden Wänden des Architekten Daniel Libeskind eine konsequente Fortsetzung erfährt.« (Schulze-Wegener 2011).

Was einerseits als notwendige und innovative Form des Vergangenheitsbezuges seinen Wert erhält, wird als »krude Botschaft« befremdet. Unüberhörbar wird das Unerwünschte pathologisiert und in den Bereich der Unvernunft und Anomalie ge-

stellt, etwa durch die Bezichtigung, dass hier »Schräges zur Norm« erhoben werde. Die stets wiederkehrende Pathologisierung des Traditionsverständnisses der Inneren Führung findet sich auch in Kommentaren zu dem Artikel in der Zeitschrift *Sezession im Netz*; etwa wenn dort vom Konzept der Inneren Führung als »Innere[m] Wahnsinn« geredet wird.

»In Koblenz hat das Zentrum Innere Führung (Innerer Wahnsinn) solch Schwachsinn schon vor Jahren verbreitet. Die rote Zelle im MGFA (Militärgeschichtliches Forschungsamt) Potsdam produziert schon über Jahrzehnte die passenden Bücher.« (Kommentar zu *Springer* 2012, *Junge Freiheit* am 11. Januar 2012).

Abbildung 32: Schräg durchschnittenen Signet des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Sichtbeton rechts des Haupteingangs.



Indem die diskursive Gegenformation in den Bereich geistiger Unzurechnungsfähigkeit gerückt wird, findet sich erneut der Topos des »Wahnsinns« (Kap. 5.2.7), mit dem die neue Ausstellung des MHM diskreditiert wird. Die Rede von einer »roten Zelle« legt Assoziationen zu einer Unterwanderung der Bundeswehr nahe. Verrat und eine fremdgesteuerte Umerziehung (»befohlene Identität«), von der in diesem Zusammenhang ebenfalls die Rede ist, bilden das Pendant zu den »entrückten Zirkeln«, von denen im Neuen Museum die Rede war. Von dem Fremden, das hier konstruiert wird, geht erneut eine besondere Gefahr aus, da es sich im Inneren der eigentlich als eigen reklamierten Institution befindet. Genauso wie der heroische Kollektivierungsdiskurs der originalgetreuen Wiederherstellung des Neuen Museums durch die Eliten der Denkmalpfleger und selbstgefälligen Stararchitekten in

Gefahr sah, wird das deutsche Militär, der Wahrnehmung dieses Diskurses zufolge, ebenfalls aus dem Inneren heraus verraten. Der Feind *im Inneren*, das Fremde *im Eigenen* verleiht der konstruierten Bedrohungssituation Dramatik und erklärt die heftigen Reaktionen und die besondere rhetorische Schärfe.

Gewalt gegen das Bestehende oder ein Bruch mit der Vergangenheit erscheinen hier gerade nicht als legitim. So wurde auch in der »Nationalzeitung« (Frisch 2011) die Neukonzeption als »Zerstörerischer Eingriff« bezeichnet. Die Distanzierung von der Vergangenheit wird hier nur als Zerstörung eines legitimen und überdies schützenswerten Traditionsbestandes gedeutet. Neben der antipathetischen Darstellung der deutschen Militärgeschichte ohne »Stolz« und »Helden«, was nun als Missstand wahrgenommen wird, trage diese nicht dazu bei, »die Deutschen mit ihrer Vergangenheit zu versöhnen« (Frisch 2011:4). Anstatt einer Distanzierung von der Vergangenheit wird eine *Versöhnung* mit dieser gefordert. Mit der Bezeichnung »Nationalmasochismus« (ebd.) rückt der Autor die Neukonzeption zudem in den Bereich einer ebenfalls pathologischen Auto-Aggressionsstörung. Die Gewalt des Eingriffs ist nicht gegen eine fremde (oder zu befremdende) Vergangenheit gerichtet, sondern zielt auf einen Teil der Geschichte, dem man sich nach wie vor verbunden und verpflichtet fühlt. Störung und Problematisierung des bestehenden Raumes werden deshalb als Aggression gegen das *Eigene* empfunden (»Masochismus«). Dass dies sogar plakativ herausgestellt wird – also sogar noch mit einem Lustgewinn einhergeht – kann aus dieser Perspektive nur als »masochistisch« oder als »Demokratiefetischismus« (Springer 2012) pathologisiert und abgelehnt werden.

Das »identitäre Trümmerfeld« Bundeswehr bedarf also der Rekonstruktion. Die Dekonstruktion im Modus kritischer Reflexion erhält lediglich als »Innerer Wahnsinn« einer bedrohlichen »roten Zelle« Bedeutung und stellt eine einzigartige Fehlleistung dar. Die zeitliche Struktur dieses Kollektivierungsdiskurses besteht in der Charakterisierung der Gegenwart als eine Zeit des Niedergangs, gegen welche eine heroische Vergangenheit konstruiert wird, die verbindlich bleibt. Dies geschieht mit der bereits im Kontext des Neuen Museums analysierten zeitkonstitutionellen Zweiteilung, im Sinne eines »kontrapräsentischen Mythos«. Die typischen Topoi der Erweckungsrhetorik (Assmann 1992) sind auch hier auffindbar. Demnach ist die Gegenwart zuvorderst eine Zeit der Bedrohung für die weiterhin gültige und wesensstiftende Vergangenheit. Letztere kann und muss auch hier wiedergewonnen werden. Auch im heroischen Kollektivierungsdiskurs, wie er durch die Gegner des MHM wahrnehmbar ist, werden die üblichen erweckungsrhetorischen Muster artikuliert. In einem weiteren Kommentar zu dem oben erwähnten Artikel in der Zeitschrift *Sezession im Netz* heißt es bedeutungsschwer: »Ich bin überzeugt, daß es nach der Revolution und nach der Wiederherstellung der Freiheit in Deutschland wieder in den historischen Zustand versetzt werden wird. Nur eine Frage der Zeit.« (Kommentar zu Springer 2012, quer am 14. Januar 2012).

So wie in Bezug auf das Neue Museum von einer »Zeit der Agonie« gesprochen wurde, so wird auch in Dresden die Gegenwart unüberhörbar als eine Zeit der Unfreiheit beschrieben. Mit der Forderung nach »Revolution« wird die Gegenwart kontrapräsentisch als Zeit der Unterdrückung und der Ungerechtigkeit charakterisiert. Die Ablehnung der Architektur und der neuen Ausstellung erhält damit den Charakter der Auflehnung gegen die Obrigkeit, womit sich die Sprechenden dieses Diskurses in die schmeichelhafte Rolle des Widerstandskämpfers und des (rechten) Revolutionärs imaginieren. In ihrer zeitlichen Struktur und ihrer räumlichen Forderung nach Rekonstruktion handelt es sich beim Gegendiskurs des MHM – wie bei der Forderung nach originalgetreuer Wiederherstellung des Neuen Museums – um einen heroischen Kollektivierungsdiskurs. Wie in Berlin wird auch in der rechtsnationalen Kritik am MHM ein kontrapräsentischer Mythos stabilisiert (Kap. 5.2.2). Im Sinne einer »nationalen Erweckungsbewegung« (Assmann 1992:55) steht die Gegenwart in »krasse[m] Gegensatz zur Gegenwart«. Die Vergangenheit wird so »zum Inbegriff des wahren, wieder herbeizuführenden Zustands« (ebd.). Denn der »historische Zustand« bleibt Fixpunkt der »wiederherzustellenden Freiheit«. Er bleibt Referenzpunkt der Identifikation.

Mittels der Kontrastierung der Deutungen treten somit beide Kollektivierungsdiskurse des MHM deutlich ins Profil. Die einerseits dringend erforderliche Abkehr von der Vergangenheit und die Vermeidung ihrer Wiederholung (»Eine Wiederholung gilt es für alle Zukunft auszuschließen.« (BMVg 2008:4, P.201)) werden durch die besonders lauten Stimmen dieses Gegendiskurses als Bedrohung und als Gefahr für das Eigene relevant gemacht. Diese Gefahr kann nur durch die »Wiederherstellung der Freiheit« und »den historischen Zustand« gebannt werden. Es lässt sich also in beiden Deutungen eine Zweiteilung der Zeit nachweisen. Wie im nächsten Unterkapitel deutlich wird, stabilisiert auch die Inszenierung von Diskontinuität eine normative Vergangenheit – unter umgekehrtem Vorzeichen. Auch in der Selbstthematization des MHM vergeht Vergangenheit *nicht*, sondern behält ewige Gültigkeit, jedoch ohne die zeitlos gültigen Tugenden (einer heroischen Vergangenheit) in Anspruch zu nehmen.

6.3.4. Normative Vergangenheit ohne Pathos?

Als was sich das MHM versteht, wird zumeist *negativ* beschrieben, indem gesagt wird, was es nicht (mehr) ist. Seiner Selbstbeschreibung zufolge ist es zuvorderst ein »Museum ohne Pathos« (Picken 2010b, 2012a). Die Betonung historischer Brüche und die Distanzierung von der Militärgeschichte dürfen aber nicht als eine Marginalisierung oder ein Vergessen der Vergangenheit verstanden werden. Denn auch durch die anhaltende Negation und die kontrastierende Gegenüberstellung mit der Gegenwart wird die Vergangenheit stets diskursiv erneuert. Die Zeit des Nationalsozialismus bleibt gerade dadurch, dass sie aktiv befremdet wird, gegen-

wärtig. In diesem Sinne bleibt sie eine normative Vergangenheit (Kap. 4.1); dieses Mal jedoch mit umgekehrtem Vorzeichen. In Dresden wird nicht an eine heroische Vergangenheit appelliert oder eine Rückkehr zu dieser eingefordert. Vielmehr gilt es, die Geister der Vergangenheit dauerhaft in Schach zu halten: »Eine Wiederholung gilt es für alle Zukunft auszuschließen.« (BMVg 2008:4). Dadurch wird die Vergangenheit allerdings anhaltend vergegenwärtigt. Der Bruch zieht also keinen Schlussstrich unter die Geschichte. Vielmehr bleiben das Alte und das Neue im Sinne einer wechselseitigen Illumination aufeinander bezogen. Gerade durch den spannungsreichen Kontrast erhält beides seinen semantischen Sinn. Die Anwesenheit des Alten und der effektvolle moderne Eingriff ergeben erst in ihrer Verbindung ein Sinnbild für die Abkehr von der deutschen Militärgeschichte. Durch die *Abgrenzung* wird die *Anwesenheit* der Vergangenheit gleichsam auf Dauer gestellt. Sie bleibt ein normativer Bezugspunkt für die Selbstthematisierung der Bundeswehr, des MHM und – im Sinne seines eigenen Anspruchs – des »Gesamtstaates«. Auch die ins Negative gewendete Vergangenheit bleibt der zentrale Referenzpunkt der handlungsleitenden Normen und Maximen der Gegenwart. Die Ablehnung des Erbes bedeutet gerade nicht, dass es an Relevanz verliert. Auch die Verschwörung gegen das Erbe (Derrida, Kap. 2) hält dieses präsent, formt es nach Maßgaben der Gegenwart um und stellt es in seiner Negation ins Zentrum dieses Kollektivierungsdiskurses.

Der Historiker Ernst Nolte, einer der Hauptprotagonisten des Historikerstreites, sprach von einer »Vergangenheit, die nicht vergehen will« (Nolte 1987:39ff., Orig. 1986) und prägte dafür den Begriff der »negativen Lebendigkeit« des Dritten Reiches (Nolte 1987:14, Orig. 1980). Inspiriert von dieser für die deutsche Erinnerungskultur zentralen Auseinandersetzung hat Aleida Assmann die begriffliche Unterscheidung zwischen »Schlussstrich« und »Trennungsstrich« vorgeschlagen (Assmann 2016:49ff.). Im Unterschied zum Schlussstrich, mit dem verschiedene Teile der Vergangenheit abschließend historisiert und den Geschichtsbüchern übergeben werden, besteht der Sinn des Trennungsstrichs gerade darin, die immer noch *gegenwärtige* und immer wieder *vergegenwärtigte* Vergangenheit auf Distanz zu halten. Im Zentrum des deutschen Historikerstreites der 1980er Jahre standen genau diese zwei unterschiedlichen Modi im Umgang mit der Vergangenheit (Augstein 1987); einerseits die abschließende Historisierung, andererseits das, was sich als »trennende Verbindung« bezeichnen ließe. *Denn gerade weil die Zeit des Nationalsozialismus im entzeitlichten Zentrum der Selbstimagination steht und in diesem Sinne nicht vergeht, muss sie immer wieder aufs Neue befremdet werden. Durch die anhaltende Distanzierung wiederum wird sie fortlaufend erneuert und kann deshalb nicht vergehen.*

Würde dem Nationalsozialismus eine ähnliche historische Bedeutung beigemessen wie etwa dem Dreißigjährigen Krieg, erschiene jede gezielte und energisch betriebene Abgrenzung davon sinn- und funktionslos. Als eine normative Vergangenheit bleibt die Zeit des Nationalsozialismus gerade in der

Abgrenzung davon relevant und steht im Zentrum des Kollektivierungsdiskurses der Bundeswehr. Aber auch in der Abgrenzung wird nicht auf eine Vorstellung von Zeitlosigkeit (sprich: ewiger Gültigkeit) verzichtet. Die Distanzierung konstruiert so eine Vergangenheit, die nicht vergeht. Diese trägt schließlich ebenfalls Merkmale einer Identitätsressource. Sie ist ewig gültig und dient der Abgrenzung von anderen Armeen. In einem der Ausstellungskataloge wird gerade der Bruch mit der Vergangenheit zum Alleinstellungsmerkmal. Denn die Bundeswehr habe »keine ungebrochene Tradition, wie andere Armeen« (Pieken/Rogg 2011a:188). *Das besondere Verhältnis der Bundeswehr zu ihrer Geschichte erhält den Status einer Eigentümlichkeit. Die Alterität vom Nationalsozialismus wird so zum Kern der Identität. Die Distanzierung von der eigenen Geschichte dient damit auch der Distinktion von anderen Armeen.*

Wurde dem sächsischen Kriegsminister und *spiritus rector* der Albertstadt, General Alfred Graf von Fabrice, aufgrund seiner Verdienste im Feld und um die Planung der Militärstadt noch ein Mausoleum im Zentrum derselben errichtet, so scheinen die Zeiten der Heroisierung »großer Männer« tatsächlich einer *vergangenen* Vergangenheit anzugehören. Um die Abkehr von derlei heroischen Inszenierungen deutlich zu machen, wird zuweilen das Adjektiv »postheroisch« gewählt (Münkler 2007; von den Hoff et al. 2013; Bröckling 2015, 2018, Leonhard 2016). Auch wenn dieser Begriff in der Selbstdiskursivierung des MHM nicht zu finden ist, ist doch mit der Rede vom »Museum ohne Pathos« genau dies gemeint. Wird der Begriff des Postheroischen zur Analyse des Kollektivierungsdiskurses der Bundeswehr herangezogen, so ergeben sich mindestens zwei weitere Erkenntnisse. Erstens: Klassische heroische Formen der Selbstinszenierung sind keineswegs obsolet geworden. Die großen Zapfenstrieche, mit Fackeln, Marschmusik und Stiefeln, die auf den mit Granitplatten ausgelegten Hof des Bendlerblock donnern, gehören nach wie vor zum identitätspolitischen Repertoire der Bundeswehr und folgen einer rituellen Form der Kohärenzsicherung. Auch die Interventionen in den Diskurs durch zumeist rechtsnationale Kreise haben deutlich gemacht, dass gerade der Verzicht auf einen heroischen Vergangenheitsbezug für viele zum Problem wird. Die Sehnsucht nach einer heroischen Vergangenheit kommt deutlich zum Ausdruck, wenn Stimmen des Gegendiskurses davon sprechen, dass es in beiden Weltkriegen »zahlreiche Heldentaten gab, die man nicht schamvoll verstecken oder umdeuten muss.« (Frisch 2011:4). Empirisch scheint also wenig dafür zu sprechen, dass klassische Heldenbilder nicht mehr »nachgefragt« würden.

Erscheint die Rede von einem postheroischen Zeitalter also einerseits empirisch fragwürdig, so wirkt der Begriff zudem suggestiv. Zweitens suggeriert er also eine Fortschrittlichkeit, die eine grundsätzliche Verschiedenheit von der Vergangenheit in Aussicht stellt. So wie die Betonung des Bruchs die Vorstellung von zeitloser Gültigkeit nicht aufhebt, sondern lediglich anders herstellt, so führt auch der Anspruch eines »Museums ohne Pathos« keineswegs zum Verzicht auf pathe-

tische Darstellungsformen. Auch wenn klassische Pathosformeln (Warburg) abgelehnt werden, da sie als Signum einer unheilvollen Vergangenheit disqualifiziert sind, kann die dramatisch inszenierte Architektur Libeskind's durchaus als Ausdruck einer abstrakteren und entpersonalisierten Pathosformel gedeutet werden. Vor allem in der Beschreibung des Keils mit Begriffen aus dem semantischen Feld der Gewalt (weapon, Stachel, durchschneiden, aufbrechen) bleibt auch der für Heroisierungen typische Konnex zwischen Gewalt und Heroik erhalten (Falkenhayner et al. 2018). Die Attribute der heroisch aufgeladenen Gewalt bestehen nun allerdings nicht mehr in der heldenhaften Niederwerfung äußerer Feinde, sondern in der kritischen und verantwortungsvollen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.

»Wir suchen keine Götter in Weiß. Wir suchen Helden in Grün.« Mit diesem Slogan warb die Bundeswehr für die Ausbildung als Arzt und Offizier im Stabsdienst. Wenige Monate später wurde der Begriff »Helden« durch »Retter« ersetzt. Zudem wurde das Bild der Kampagne, welches einen dunkelhäutigen Oberstabsarzt im Feld über einen Verwundeten gebeugt zeigt, durch eine weniger martialisch anmutende Darstellung ersetzt. Wie Daniel Koch (2018) in einer Analyse dieser Kampagne darlegt, zeigt sich darin sowohl das ambivalente Verhältnis der Bundeswehr zu klassischen Heroismen als auch die tendenzielle Zivilisierung des Helden­tums (Koch 2018:59). Auch dieses Beispiel zeigt, dass die Diagnose eines postheroischen Zeitalters keineswegs das Ende heroischer Anrufungen bedeutet (Bröckling 2015:106), wohl aber, wie sich idealtypisch im Leitmuseum der Bundeswehr in Dresden zeigt, die anhaltende Problematisierung vergangener Heroismen.

Trotz der abstrakteren Inszenierung des Exzeptionellen verzichtet aber auch der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr nicht gänzlich auf eine personenbezogene Traditionsbildung. Der Glaube an Personen, die Außergewöhnliches geleistet haben, wird nun allerdings anders formuliert als noch in den Waffenschauen in »schimmernder Wehr«, von denen man sich distanzieren möchte. Bereits die Gründung der Bundeswehr am 12. November 1955 wurde bewusst auf den 200. Geburtstag des preußischen Heeresreformers Gerhard von Scharnhorst gelegt (Pieken/Rogg/Schröder 2015:10). Im Ausstellungsführer zur Sonderausstellung »60 Jahre Bundeswehr« werden so die »Reformer« von 1806 mit den »Reformern« im Amt Blank (die Vorgängerinstitution des BMVg) identifiziert (a.a.O. 16). Die Bundeswehr stellt sich so in die Tradition der preußischen Heeresreformer und verleiht dem »Reformkonzept« der Inneren Führung sowie dem Ideal des »Staatsbürgers in Uniform« historische Kontinuität.²⁷ Der erste Demokratisierungsversuch des

27 Darauf, dass Scharnhorst als »Erfinder des Volksheeres« auch für die historische Legitimation der NVA vereinnahmt wurde und ebenso bedeutend für die Traditionalisierung der deutsch-sowjetischen Freundschaft in der DDR war, hat Gabi Dolff-Bonekämper im Kontext der De-

deutschen Militärs, wie er von Scharnhorst angeregt wurde, stellt somit gemeinsam mit den Demokratisierungsversuchen von 1848 und 1919 einen legitimen Traditionsbestand dar (Bald 2005b:179). Ungeachtet dessen, dass die Demokratisierung des Militärs und die Verhinderung eines ›Staates im Staate‹ auch in der Geschichte der Bundeswehr immer wieder infrage gestellt wurden,²⁸ sind die Helden, mit denen man sich heutzutage identifiziert, gerade die kritischen Geister und Reformer von einst, die dem Neuen zugewandt mit alten Konventionen brachen.²⁹

Sprach Habermas in Bezug auf die Traditionalisierung des Bündnisses mit den USA von einer »retroaktiven Verlängerung der Waffenbrüderschaft« (Kap. 6.2.2), so ließe sich die Integration des preußischen Generals Scharnhorst als eine retroaktive Verlängerung der kritischen Reformbestrebungen bezeichnen. Das ambivalente Anforderungsprofil zwischen Tradition und Traditionsbruch, dem damit Rechnung getragen wird, betrifft in besonderem Maße die Gruppe des 20. Juli 1944. Hieß es im ersten Traditionserlass der Bundeswehr von 1965 noch: »Zur besten Tradition deutschen Soldatentums gehört gewissenhafte Pflichterfüllung« (BMVg 1965:2, P.12), so konnte anhand der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung (Kap. 6.2) gezeigt werden, dass dem Widerstand aus Gewissensgründen nichts Ehrenrühriges mehr anhaftet. Auch wenn Reformer und Widerstandskämpfer in der Terminologie der Bundeswehr vielleicht nicht den Nimbus von Heroen erhalten, so werden das Auflehnen gegen Missstände sowie die Kritik an bestehenden Strukturen doch zum Gebot. Obwohl der Antisemitismus und die mangelnde demokratische Gesinnung der Gruppe des 20. Juli betont werden müssen (Geisel 2015, Orig. 1994), werden mit deren Bezeichnung als »Widerstandskämpfer« die klassischen heroischen Topoi des Kampfes, der Auflehnung und der Opferbereitschaft aufgerufen. Gerade weil damit der »zählebige Gründungsmythos« vom »anderen Deutschland« bedient wird, sieht Eike Geisel darin ein »moralisches Bindeglied« (2015:27), mit welchem im Sinne des zeitkonstitutionellen Dilemmas (Kap. 6.2.1) trotz der Abkehr von der Barbarei des Nationalsozialismus auch Kontinuität gewährleistet wird. Inwiefern es sich bei den Widerstandskämpfern nicht vielleicht

batte um die Neugestaltung der Neuen Wache in Berlin hingewiesen (Dolff-Bonekämper 1993:37f.)

- 28 Eine besonders nachdrückliche Forderung der Revision der Demokratisierung der Armee stellte das ab 1969 vom Kommandostab des Korps in Unna verfasste sogenannte »Unna-Papier« dar. Darin wurde, unter dem Eindruck der Entspannungspolitik, die Integration des Militärs in die Gesellschaft und dessen parlamentarische Kontrolle scharf kritisiert sowie für die erneute Einführung einer eigenen Wehrjustiz plädiert (Bald 2005a:89ff.).
- 29 Neben den Reformern um Scharnhorst und der Widerstandsgruppe des 20. Juli 1944 finden mittlerweile in der Traditionsbildung der Bundeswehr auch die »Bürgersoldaten« der Revolution von 1848/49 größeres Interesse (Pieken/Rogg 2011a:189). Auch diese reihen sich mit der Betonung des zivilen »Bürgers« und dem Pathos der Veränderung (Revolution) in das Anforderungsprofil der Tradition der Bundeswehr ein.

doch um kritische Helden handelt kann an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden. Wichtiger erscheint in diesem Zusammenhang, dass an die Stelle der *kritischen Helden* das Ideal einer *heldenhaften Kritik* tritt und als zentrale Identitätsressource der Bundeswehr angegeben wird. Ob historisch korrekt oder nicht, wird damit das Auflehnen gegen bestehende Strukturen in die Tradition der Bundeswehr integriert.

Das Zentrum der Albertstadt bildet heute in der Tat nicht mehr das Mausoleum des Grafen von Fabrice. Vielmehr kann das räumliche und symbolische Zentrum nunmehr im Kreuzungspunkt von Olbrichtplatz, Stauffenbergallee und Hans-Oster-Straße³⁰ gesehen werden. Unter dem Eindruck der raumzeitlichen Herausforderungen der deutschen Gegenwartsgesellschaft schafft sich die Bundeswehr so die Helden, die zu ihr passen.

6.4. Eine doppelte Struktur von Raum und Zeit

Dem Historiker Dan Diner zufolge bestehe nach Auschwitz eine negative »deutsch-jüdische« Symbiose. Diese ergibt sich daraus, dass die Menschheitsverbrechen der Shoah im Sinne einer »gegensätzlichen Gemeinsamkeit« zum Ausgangspunkt des Selbstverständnisses auf beiden Seiten werden (Diner 1987:185). Die dramatische Inszenierung der historischen Diskontinuität, die keinesfalls mit abschließender Historisierung gleichzusetzen ist, kann so auch als Ausdruck des damit verbundenen negativ fundierenden Vergangenheitsbezuges verstanden werden. Der deutsche Gründungsmythos – im Sinne eines »so sind wird nicht (mehr)« – bedient sich der Shoah als einem negativen Referenzpunkt. Die kontrastierende Darstellung des Gegendiskurses hat jedoch gezeigt, dass gerade das Fehlen positiver Bezugnahmen auf die Vergangenheit – im Sinne eines »so sind wir (immer noch)« – problematisiert wurde. Obwohl die Stimmen aus rechtskonservativen Kreisen diese Kritik besonders laut und mit beißendem Spott vortrugen, wird damit doch ein identitätspolitisches Problem benannt, welches für die Bundeswehr durchaus relevant ist. Wie bereits die Analyse der Traditionserlässe verdeutlichte, bedarf die Bundeswehr neben der Dissoziation auch positiver Formen der Assoziationen mit der Vergangenheit. Diese ambivalente Anforderung sah etwa Eike Geisel im ehrennden Gedenken an die Widerstandskämpfer der Gruppe des 20. Juli 1944, die so die Funktion eines moralischen Bindegliedes übernahmen, erfüllt. Auf dieses zeitkonstitutionelle Dilemma (Kap. 6.2.1) reagiert auch das Leitmuseum der Bundeswehr

30 Die Platz- und Straßennamenbezeichnungen erinnern an zentrale Personen des Widerstandes gegen Hitler: General Friedrich Olbricht, Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg sowie Generalmajor Hans Oster.

in Dresden. *Denn eine allzu große Nähe zur Vergangenheit gefährdet die moralische Integrität. Eine alleinige Abgrenzung von der Vergangenheit kann Identität jedoch nicht stiften.*

Wie die Expertenkommission, die die Rahmenkonzeption der neuen Ausstellung des MHM entwickelte, feststellte, bedarf das Militär auch weiterhin »einer aus den Leistungen der Vergangenheit gespeisten Selbstvergewisserung und damit Identitätsstiftung.« Zudem halten die Experten, die maßgeblich für die Umgestaltung des Hauses verantwortlich sind, fest, dass der »in traditionsstiftender Absicht« in die Vergangenheit gerichtete Blick seinen Bezug stets in der jeweils »aktuellen politisch-sozialen Interessenlage« findet (Konzeptgruppe 2003:31). Im Folgenden möchte ich deshalb argumentieren, dass die Ausstellungsgestaltung des MHM auf diese »aktuellen politisch-sozialen Interessenlagen« mit einer doppelten Strukturierung von Raum und Zeit reagiert. Der Kollektivierungsdiskurs muss dabei mehrstimmig verfahren, da er neben dem Bruch mit der Vergangenheit auch auf die Konstruktion zeitloser Konstanz und entwicklungsgeschichtlicher Kontinuität angewiesen ist. Der Anspruch einer multiperspektivischen Darstellungsweise reflektiert zudem den Verlust eindeutiger Sichtweisen aufgrund disparater Erfahrungsräume (Kap. 1). Denn wie in den Traditionserlässen festgehalten wurde, haben in »pluralistischen Gesellschaften« »historische Ereignisse und Gestalten nicht für alle Staatsbürger gleiche Bedeutung, geschichtliche Lehren und Erfahrungen nicht für alle den gleichen Grad an Verbindlichkeit« (BMVg 1982:1, P.3). Neben dem zeitkonstitutionellen Dilemma manövriert die Traditionsbildung der Bundeswehr mittels eines multiperspektivischen Codes der Verräumlichung ebenso zwischen widersprüchlichen Anforderungen des raumkonstitutionellen Dilemmas (Kap. 6.2.2), wonach nationalräumliche Abgrenzung allein inopportun ist, auf die Bestimmung nationaler Alleinstellungsmerkmale aber dennoch nicht verzichtet werden kann.

In der Debatte um die Neugestaltung des MHM stand insbesondere die ungewöhnliche Inszenierung der Ausstellung und ihre doppelte raumzeitliche Strukturierung immer wieder im Fokus der Kritik. Die Entscheidung, im Folgenden die verschiedenen Deutungen der Ausstellungsbereiche im Inneren des Museums zu analysieren, ist somit durch die empirische Rahmung des Untersuchungsgegenstandes begründet (Kap. 3; 4), da der Diskurs – anders als im Neuen Museum – oft die Ausstellung zum Gegenstand machte. Bereits im Eingangsbereich des Leitmuseums der Bundeswehr werden die Gäste des MHM deshalb mit zwei Ausstellungsbereichen konfrontiert, die »räumlich und methodisch klar voneinander unterschieden sind« (Pieken 2010b:8). Dabei handelt es sich um die Bereiche Themenparcours und Chronologie. Diese beiden Bereiche bieten den Besuchenden einerseits einen »klassischen chronologischen Rundgang« und eine »nach Daten sortierte Zeitreise in den Flügeln des historischen Arsenalgebäudes«; zum anderen einen »thematischen Querschnitt, den Themenparcours im Neubau«, dessen Erzählrichtung nicht durch die Chronologie vorgegeben wird (Pieken 2010a:26, 2010b:8). Die

unterschiedlichen räumlichen Anordnungen werden explizit mit den jeweils darin umgesetzten zeitlichen Strukturierungen in Verbindung gebracht. Die unterschiedlichen Formen der Verräumlichung entsprechen also unterschiedlichen Formen der Verzeitlichung. Der räumliche und methodische Unterschied zwischen den Ausstellungsbereichen wird auf die Formel gebracht: »two approaches to presenting history, each separated from the other by both space and method« (Pieken 2013:10).

Dass die Architektur Daniel Libeskind's auch für die Gestaltung im Inneren die zentralen Gestaltungsmöglichkeiten eröffnete, bestätigt die Innenarchitektin und Ausstellungsgestalterin Barbara Holzer (Breiner 2011). Der Architekt selbst führt den zeitstrukturellen Unterschied der Ausstellungsbereiche in einem Interview weiter aus, indem er die zeitliche Struktur des einschneidenden Keils (*intersection*) und die damit verbundene Funktion erklärt.

»The intersection of the arsenal creates a completely *new spatial form* that contrasts the *chronological, horizontal historiography* of the old building with a vertical structure and lighting. This raises completely new questions that are *outside a linear timeline*.« (Libeskind 2013:18f., Herv. JK).

Aufgabe des im Keil untergebrachten Ausstellungsteils ist es demzufolge, neue Fragen jenseits eines linearen Zeitstrahls zu stellen. Da die in diesem Teil der Ausstellung behandelten Themen »outside a linear timeline« liegen, sind sie dem chronologischen Lauf der Zeit entzogen und verweisen auf allgemeine kulturgeschichtliche Zusammenhänge zwischen Militär und Zivilleben. Die unterschiedlichen raumzeitlichen Strukturierungen der Bereiche bestehen also in einem universal-ahistorischen gerahmten Themenparcours im Neubau, der mit seiner vertikalen Struktur (*vertical structure*) die chronologisch-horizontale Struktur des Altbaus schneidet. Der Ausstellungsteil Chronologie hingegen ist eher national-entwicklungsgeschichtlich gegliedert und thematisiert in horizontaler Abfolge die Entstehung des deutschen Militärs. So wie der Keil quer zum Altbau liegt, so liegen auch die hier thematisierten Aspekte quer zu allen zeitlichen und räumlichen Rahmungen des Krieges. Indem die vertikalen Durchbrüche des Themenparcours neue Perspektiven zwischen den Ausstellungsteilen eröffnen, ist die Rede von den »thematischen Querschnitten« durchaus wörtlich zu verstehen. Erneut wird das aktivierende Potenzial der Architektur des Neubaus gegen den eher zurückhaltenden Charakter des Altbaus kontrastiert.

»Anders als in der Chronologie, wo die Ausstellungsgestaltung eine weitgehend neutrale Folie für die Objektpräsentation bildet, mischt sich hier der raumbildende Ausbau selber ein. Die Raumgestaltung entwickelt Plotstrukturen und eindringliche Assoziationskontexte. Mittels Collagen aus audiovisuellen Medien werden Klang- und Bildräume geschaffen. In sechs geschossübergreifenden prisme-

nartigen Ausstellungsschächten, die Daniel Libeskind »vertikale Vitрины« nennt, werden Exponate im Raum installiert.« (Pieken 2010b:9).

Die Raumgestaltung des Neubaus entwickelt »Plotstrukturen«, »eindringliche Assoziationskontexte« sowie »prismenartige Ausstellungsschächte«. Der Themenparcours erlaube eine assoziative Darstellung und die collagenartige Verknüpfung disparater Themenfelder. Die schillernden Farben und das breite Spektrum des Prismas kontrastieren deutlich mit der »neutralen Folie« nüchterner »Objektpräsentation« im klassischen Rundgang der Chronologie. Anhand einer Gegenüberstellung der Begriffe, mit denen die Ausstellungsbereiche beschrieben werden, wird deren kontrastierende raumzeitliche Strukturierung deutlich.

Der *alte Gebäudeteil* und die darin untergebrachte *Chronologie* ermöglichen die Thematisierung einer *linear* voranschreitenden nationalgeschichtlichen Historiografie. Die *horizontale Erzählrichtung* und die *neutrale* Anordnung der Vitрины ermöglichen *Zeitreisen*, da historische Ereignisse und Epochen klar voneinander getrennt sind. Die Struktur dieses Ausstellungsteils ist dokumentarisch. Sie soll auf instruktive Weise Fakten vermitteln. Die passive Rezeption wird durch den *klassischen Rundgang* auch mit dem historischen Gebäudeteil in Verbindung gebracht. Der neue Gebäudeteil und der darin beherbergte *Themenparcours* hingegen ermöglichen die Thematisierung potenziell ahistorischer Fragen menschlicher Gewalt. Indem sie *outside a linear timeline* liegen, sind sie dem Lauf der Chronologie entzogen. Die *vertikalen Vitрины* ermöglichen räumliche und *thematische Querschnitte* und liegen quer zum Zeitverlauf. Die Rezeption dieses Ausstellungsteils ist *assoziativ*. Sie soll bewusst Verbindungen über Themenbereiche und Epochen hinweg ermöglichen. Die Architektur des Neubaus entwickelt *Plotstrukturen* und *eindringliche Assoziationskontexte*.

Obwohl die Ausstellungsbereiche klar voneinander unterschieden werden, sind sie dennoch keineswegs voneinander getrennt, denn indem sie sich durchdringen, perspektivieren sie sich stets aufs Neue. Eben dieses Zusammenspiel der Ausstellungsbereiche, vor allem aber die doppelte Strukturierung von Raum und Zeit werden vom Museumsdirektor besonders betont. Erst durch die gleichzeitige Thematisierung von Kontinuität und Diskontinuität, also im Zusammenspiel der Ausstellungsteile, erhält der historische Wandel den Charakter einer Gewissheit.

»Libeskind greift auf den einfachen, aber unbestrittenen geschichtswissenschaftlichen Ansatz zurück, dass der Lauf der Geschichte von einem ständigen Wechsel von Kontinuität und Diskontinuität bestimmt wird. [...] Diese äußerliche scheinbare Kontinuität mit ihren zahlreichen inneren Wechseln und Brüchen, die von der Formensprache über den Umgang mit der Architektur bis zur Sammlungsphilosophie reicht, bildet das historische Fundament des MHM.« (Rogg 2011a:16).

Ewig bleibt allein die Veränderung! So lautet auch hier die implizite Feststellung mit Verweis auf den »unbestrittenen« Aspekt des »ständigen Wechsels«. Diese Grundidee des Museums wird mit den architektonischen Veränderungen und der wechselhaften Geschichte (Kap. 6.1.1) des Gebäudes in Verbindung gebracht. Zudem klingt hier ein Misstrauen gegenüber historischen Kontinuitäten an. Kontinuität ist hier »äußerlich[e]« und »scheinbar[e]«, wobei im Inneren Wechsel und Brüche bestimmend sind, die das eigentliche »historische Fundament des MHM« bilden. Mit den wertenden Begriffen »scheinbare Kontinuität« im Unterschied zum »unbestrittenen« Axiom »ständigen Wechsel« wird also ein authentifizierendes Vokabular bemüht. Demnach wird das »historische Fundament des MHM« nicht etwa von zeitloser Konstanz, sondern gerade von den »zahlreichen inneren Wechseln und Brüchen« gebildet. Der Wandel wird so zur Gewissheit, die Veränderung zum Fundament.

Das Zusammenspiel zwischen Kontinuität *und* Diskontinuität wird mit dem »Materialwechsel vom hellen Sandstein des Altbaus zu den silbrig glänzenden Aluminiumlamellen des Keils« in Verbindung gebracht. Dabei weiche die »klassische Architekturgliederung des alten Arsenalgebäudes [...] je nach Lichtverhältnissen einer transparenten oder einer nicht zu durchschauenden Flächigkeit« (a.a.O. 17). Somit werden das ständige Wechselspiel der Lichtverhältnisse und das sich so stetig wandelnde Erscheinungsbild der Architektur sogar innerhalb der Zeitspanne eines Tages behauptet. Der massive Keil erscheint bald leicht durchschimmernd, bald drückend schwer. Nicht mehr die Inszenierung bruchloser Ewigkeit in Stein, sondern die im Wechsel der Lichtverhältnisse sich stets neu perspektivierenden Materialien werden so hervorgehoben. Gerade das Wechselspiel von Kontinuität und Diskontinuität wird durch die (unterschiedlichen) Architektur(en) verräumlicht und sprachlich ins Bild gesetzt. Die effektvolle Kontrastierung der beiden unterschiedlichen Ausstellungsbereiche und die Anordnung der verschiedenen architektonischen Formensprachen werden zu einer Chiffre für Kontinuität und Diskontinuität und schließlich zu der Gewissheit »ständigen Wechsel« synthetisiert. Eben diese doppelte Struktur von Raum und Zeit erlaubt der Bundeswehr, zwischen Konstanz (»dem Bleibenden im Menschen«) und Wandel (»ständigen Wechsel von Kontinuität und Diskontinuität«) einen Kollektivierungsdiskurs zu etablieren, der sich durch die anhaltende und multiple Perspektivierung seines militärgeschichtlichen Erbes stabilisiert. Dass die »zahlreichen inneren Wechsel und Brüche« zum »historischen Fundament des MHM« werden, bedeutet auch, dass Geschichte immer wieder neu betrachtet werden muss und Zukunft auf bekannte Weise unbekannt bleibt (Koselleck, Kap. 1).

»Schließlich fraßen sich alle Beteiligten, also nicht nur Beiräte, sondern die Vertreter aller an der Neukonzeption beteiligten wissenschaftlichen Einrichtungen und ministeriellen Dienststellen, am Begriff Anthropologie fest: Das MHM sollte die Frage der strukturellen und individuellen Gewalt in den Mittelpunkt stellen. Frei nach Kant: Was ist der Mensch?« (Rauchensteiner 2011:12).

Dass mit dem Wort »Anthropologie«, an dem sich nunmehr alle Beteiligten »fest-fraßen«, ein Zugang zum Thema gefunden wurde, scheint auch mit einer gewissen Erleichterung einhergegangen zu sein, die im Zitat unüberhörbar anklingt. Mit der Idee, das MHM zuvorderst als Geschichtsmuseum und nicht in erster Linie als Militärmuseum zu konzeptualisieren, wurde der thematische Fokus der Ausstellung geweitet. Auch von der ursprünglichen Forderung nach »besonderer Berücksichtigung der sächsischen Militärgeschichte« (Rauchensteiner 2011:13) ist im weiten Feld menschheitsgeschichtlicher Kulturphänomene und einer allgemeinen Gewaltheuristik nichts mehr zu erkennen. Nicht etwa die Frage »Was ist das deutsche Militär?«, sondern die Frage »Was ist der Mensch?« weitet den räumlichen und zeitlichen Fokus der Ausstellung und entledigt sie vorerst nationalräumlicher Beschränkungen zugunsten eines anthropologischen Erkenntnisinteresses:

»[Das] Leitmotiv der Ausstellung, das alle Ausstellungsbereiche durchdringt: die anthropologische Disposition des Menschen. Die anthropologischen Grundfragen *suchen nach Konstanz und nach dem Bleibenden im Menschen*: der Mensch mit seinen Hoffnungen und Leidenschaften, seinen Erinnerungen und Ängsten und mit seiner Aggressionsbereitschaft.« (Pieken 2011:19f., Herv. JK).

Die schwierige Suche nach Konstanz in der deutschen Vergangenheit bedarf der raumzeitlichen Entgrenzung. Da etwa die Suche nach dem »Bleibenden im deutschen Militär« gerade nicht geboten ist, verlagert sich die explizit so benannte »Suche nach Konstanz« auf das »Bleibende im Menschen«. Im Zentrum der neuen Ausstellung stehe demnach »der Mensch, die anthropologische Seite von Gewalt« (Pieken 2011:19). »Anthropologische Seite von Gewalt« bedeutet auch, dass die wechselhafte Geschichte des deutschen Militärs zu einem Oberflächenphänomen einer seit Anbeginn der Zeit und bis in alle Ewigkeit in der Tiefe menschlicher Grunddisposition verankerten Gewaltaffinität wird. In einem der Ausstellungsführer wird diese Naturalisierung der Gewalt und damit in letzter Konsequenz die Zwangsläufigkeit des Krieges konstruiert, indem die rhetorische Frage gestellt wird, ob »Aggressivität evolutionsbiologisch möglicherweise in jedem Menschen angelegt« und damit eventuell so »selbstverständlich und unvermeidbar wie das Bedürfnis zu schlafen, zu essen oder zu trinken« ist (Pieken 2011:22). Die Einfassung gänzlich verschiedener historischer Formen von Gewalt vor dem Hintergrund menschheitsgeschichtlicher Konstanten und ihre Trivialisierung (wie essen, schlafen, trinken) werden sprachlich ins Bild gesetzt: »So verstanden, ist Krieg nur eine Erscheinungsform

der Gewalt. Das Militär ist lediglich die berühmte Spitze des Eisberges, dessen Schwerpunkt weit unterhalb der Wasserlinie im Bereich der Anthropologie und Kulturgeschichte des Menschen liegt.« (Pieken 2011:19).

Die formulierte Ewigkeitsbehauptung wird nötig, da der Glaube an einen Grundbestand »zeitloser soldatischer Tugenden« (Pieken/Rogg 2011a:171) – und damit im Bereich der Kultur – nicht mehr in Anspruch genommen werden kann. Da Zeitlosigkeit (vorerst) nicht mehr auf der Ebene gesellschaftlicher (oder gar spezifisch deutscher) Tugenden zu finden ist, kann sie nur noch auf der allgemeinsten Ebene (vermeintlich) menschlicher Grunddispositionen und damit im Bereich der Natur verankert werden. Letztverbindlichkeit und ein ewiger Wesenskern scheinen nur noch in kulturgeschichtlicher Konstanz menschlicher Gewalt plausibel. Auch dieser Topos der kulturgeschichtlichen Fokusweitung wird durch die mediale Resonanz weitgehend unhinterfragt reproduziert (Jaeger, Badische Zeitung 2011 oder Altmann 2012). Mit der anthropologischen Ewigkeit, die das Militär zu einem bloßen Oberflächenphänomen (»Spitze des Eisbergs«) menschlicher Grunddispositionen macht, geht die diskursive Konstruktion eines negativen Menschenbildes einher, welches für die Legitimation des Museums und des deutschen Militärs von großer Bedeutung ist:

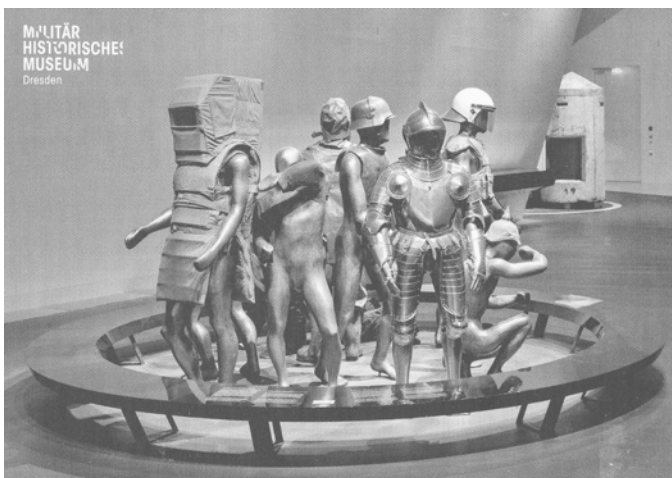
»Will man das Kriegspotential unserer Welt ein wenig mehr verstehen, um es hinterfragen und vielleicht sogar überwinden zu können, muss man sich den Ursachen und dem Wesen jenes Gewalt->Anteils< zuwenden, der in uns selbst und allen Menschen in allen bekannten Gesellschaftsordnungen zu allen Zeiten angelegt war und ist.« (Pieken 2010b:8).

Wesenhaft für den Menschen sei also ein »Gewalt->Anteil«, in dem die Ursache für Gewalt und schließlich Krieg stecke. Es wird eine natürliche Anlage zur Gewalt attestiert, die nicht nur *immer* (»zu allen Zeiten«), sondern auch *überall* (»in allen bekannten Gesellschaftsordnungen«) in »allen Menschen« »angelegt war und ist«. Anhand der in die Nähe einer Naturgesetzmäßigkeit gerückte Gewaltbereitschaft des Menschen wird ein durchgängig negatives, an Thomas Hobbes erinnerndes Menschenbild (*homo homini lupus*), gezeichnet. Unabhängig davon, welche natürliche Grundhaltung man *dem* Menschen unterstellt – egal ob Hobbes oder Rousseau –, von Interesse ist hier lediglich, dass damit eine doppelte Setzung vollzogen wird. Erstens: Alle Menschen verfügen trotz ihrer Individualität über eine anthropologische Ausstattung, die sie eint. Zweitens: Das Militär ist nur die natürliche Konsequenz dieser Grunddisposition und legitimiert sich gleichsam natürlich. Dass mit der Behauptung einer anthropologisch konstanten Gewaltaffinität des Menschen en passant eine natürliche Legitimation der eigenen Institution geliefert wird, ist Gegenstand der Kritik an der Ausstellung in einem Artikel, der in der politisch eher links zu verortenden Zeitschrift »FairQuer« erschienen ist. Laut dem Autor könne das »Interesse der Bundeswehr, mit ihrem eigenen Museum Politik zu machen«,

nicht verwundern. Vielmehr werde deutlich, worin das eigentliche Interesse des Hauses bestehe, nämlich: »In der Legitimation des deutschen Militärs, in diskursivem Gewand und mit Spuren kritischer Selbstreflexion« (Ungewitter 2012:29f.).

Eine erste Antwort auf die Frage, welche positiven Formen der Selbstthematisierung im Sinne eines »so sind wir« vor dem Hintergrund der deutschen Militärgeschichte noch artikuliert werden können, besteht also in der Verankerung der eigenen Institution in der Tiefe menschlicher Grunddispositionen. Das positive Identitätsangebot lautet dabei schlicht: Wir sind immer und überall Menschen und als solche ist und bleibt uns stets ein »Gewalt->Anteil« zu eigen. Die Unkonkretheit der anthropologischen Ewigkeit eines unabänderlichen Menschseins bleibt jedoch identifikatorisch äußerst limitiert. Festgehalten werden muss aber auch, dass mit dieser Naturalisierung schließlich die Notwendigkeit des kritischen *Hinterfragens* zu einer *dauerhaften* Aufgabe wird. Da der Mensch prinzipiell ein gewalttätiges Wesen sei, bedürfe es der Selbstreflexion, dieses zu zähmen. Die Suche nach Konstanz und dem Bleibenden im Menschen führt also einstweilen auf die allgemeine Ebene menscheitsgeschichtlicher Universalismen und einer anthropologischen Ewigkeitsbehauptung. Damit wird die Brennweite des Fokus des Kollektivierungsdiskurses vergrößert. Allerdings wird das Bild, das dabei entsteht, diffus. Anthropologie allein bietet lediglich die allerweiteste Klammer und vermag ein spezifisches Selbstbild noch nicht zu stiften.

Abbildung 35: Postkarte des Militärhistorischen Museums. Figurengruppe in Schutzkleidung im diachronen Vergleich. Mit diesem Spacing wird Gewalt als anthropologische Konstante thematisiert.



6.4.2. »Multiperspektivität«: Jenseits nationalhistorischer Grenzen

Im Vorwort eines der Ausstellungsführer und somit an exponierter Stelle macht der Museumsdirektor Matthias Rogg deutlich, wie das MHM Militärgeschichte erzählen möchte, nämlich »multiperspektivisch, kritisch, modern und auf der Höhe der Forschung.« (Rogg 2011b:9). Insbesondere der »multiperspektivische Ansatz« sei demnach zentral für die gesamte Ausstellung (Pieken 2010b:7). Die Wechselwirkung der Ausstellungsbereiche impliziert einerseits die mannigfachen Verbindungen zwischen der Chronologie deutscher Militärgeschichte und den kulturgeschichtlichen Aspekten des Zivillebens im Themenparcours. Die unterschiedlichen Perspektiven, die sich aus den alltagskulturellen Bereichen Spiel, Musik und Kleidung auf die deutsche Militärgeschichte ergeben, führen dazu, dass »jedes Exponat in Wechselwirkung mit den es umgebenden Objekten, den Elementen der Ausstellungsgestaltung und mit der Architektur« steht. (Pieken 2011:24). Einerseits werden mit der sozialräumlichen Durchmischung und der Betonung ziviler Aspekte die Maxime des »Staatsbürgers in Uniform« sowie die Zivilisierung und Demokratisierung des Militärs bedient (Kap. 6.2.3). Die zentrale Thematisierung der Verflechtungen zwischen dem Zivilen und dem Militärischen kann damit auch als musealer Ausdruck der Inneren Führung gewertet werden. Andererseits werden mit dem Anspruch des multiperspektivischen Ansatzes auch verschiedene nationale Perspektiven für den Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr in Anspruch genommen.

Gerade vor dem Hintergrund der deutschen Militärgeschichte erscheint das Versprechen einer multiperspektivischen Erzählweise verheißungsvoll, erlaubt sie doch, die diskreditierte, exklusiv nationalstaatliche Rahmung zu umgehen, die als räumlicher Referenzrahmen für den Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr nicht mehr uneingeschränkt zur Verfügung steht. So wie der Themenparcours »outside a linear timeline« (Libeskind 2013:19) und damit *jenseits* der entwicklungsgeschichtlichen Chronologie liegt (Konzeptgruppe/Expertenkommission 2003:34), erlaubt der multiperspektivische Code der Verräumlichung der Neukonzeption und ihrer diskursiven Deutung die Thematisierung deutscher Militärgeschichte *jenseits* nationaler Grenzen. Wie bereits erläutert, zeigt sich dies auch anhand der weitgehenden Abwesenheit nationaler Hoheitssymbole (Kap. 6.3.1). Im Sinne eines geschichtlichen Museums »auf der Höhe der Forschung« tritt die dominante Rahmung der Ausstellungskonzeption im Themenparcours tatsächlich aus dem Containerraum »nationalhistorische[r] Denkweise« (Osterhammel 2001:9).

Damit verfolgt das Museum – ohne dass dies im Diskurs explizit so genannt wird – einen Ansatz des Historikers Jürgen Osterhammel. Dieser plädiert für eine »Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats« und nennt dies »Beziehungsgeschichte« (2001). Der relationale geschichtswissenschaftliche Ansatz erkennt in den »Beziehungen« den Stoff, aus dem Geschichte gemacht ist, und unternimmt

so den Versuch, »nationalhistorische Selbstbezogenheit« zu überwinden (Osterhammel 2001:7), um Geschichte »jenseits des Nationalstaates« zu perspektivieren. Beziehungsgeschichte umfasse demnach »Relationales aller Art« (ebd.). Die Herstellung von multiplen und immer wieder neuen Sichtbezügen auf den Ebenen der Architektur, des Stadtraumes und zwischen den Ausstellungsteilen entspricht exakt diesem national entgrenzten Geschichtsverständnis.³¹ Der Ausstellungsraum »Dresden Blick« in der Spitze des Keils bietet ein anschauliches Beispiel dafür, wie im Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr tatsächlich »Relationales aller Art« miteinander verknüpft wird und räumliche Bezüge über nationale Grenzen hinweg durch die Spacings der Exponate und die Architektur sowie deren diskursive Syntheseleistung (Löw, Kap. 4.2) hergestellt werden. Zudem kann damit auch gezeigt werden, warum gerade dieser multiperspektivische Code der Verräumlichung vor dem Hintergrund deutscher Militärgeschichte und den gegenwärtigen raumzeitlichen Herausforderungen funktional erscheint.

Folgt man den Rezeptionsinstruktionen der Ausstellung, so führt der Weg der Besuchenden mit dem Fahrstuhl in das vierte Stockwerk in die Spitze der Keilform des Neubaus. Dort beginnt der Rundgang durch die Ausstellung mit dem Ausstellungsraum »Dresden Blick«. Der Raum verfügt über keinerlei rechten Winkel, jede Fläche ist schief, wodurch ein Gefühl der Orientierungslosigkeit erzeugt werden soll (Rogg 2012:105f.). In dem Raum, der sich am höchsten Punkt der Ausstellung befindet und durch eine Glaswand hindurch den Blick in die Spitze des Keils und von dort weiter Richtung Dresdner Altstadt gewährt, befinden sich drei Exponate.³² Dabei handelt es sich um Gehwegplatten aus Wieluń und Dresden, die durch Bombenangriffe zerstört wurden sowie eine ebenfalls durch Luftangriffe zerstörte Statue aus Sandstein, die das Portal eines Waisenhauses in Rotterdam schmückte.³³ Das Arrangement der Zeugnisse des Krieges aus drei europäischen Städten

31 Obgleich der Hinweis auf Osterhammels »Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaates« (2001) nirgendwo im Diskurs expliziert wird, ist davon auszugehen, dass die renommierten Historiker des Erweiterten Wissenschaftlichen Beirats sowie der Expertenkommission diesen einschlägigen theoretischen Ansatz kannten.

32 Die Tatsache, dass der spektakulärste Raum der Ausstellungsarchitektur, der in zahlreichen Publikationen mit komplexen Deutungen bedacht wird, ursprünglich ein Café hätte aufnehmen sollen, zeigt, dass die diskursive Bedeutungszuschreibung hier *ex post* geschehen ist. www.das-neue-dresden.de/bundeswehrmuseum-dresden.html

33 Ein weiteres Fragment dieses Portals des Waisenhauses, welches am 14. Mai 1940 durch die deutsche Luftwaffe zerstört wurde, befand sich im Sommer 2019 als Leihgabe des Stichting Museums Rotterdam in der Außenstelle des MHM in Berlin-Gatow. Obwohl so eine weitere räumliche Relation zu dem geschichtsträchtigen Militärflughafen geknüpft werden kann, wird diese Verbindung diskursiv nicht hergestellt. Die Außenstellen des MHM in Gatow sowie auf der Festung Königstein folgen noch einer weitgehend klassisch-chronologischen Ausstellungskonzeption. Zum Zeitpunkt dieser Untersuchung werden aber auch diese im Sinne der Umgestaltung des Mutterhauses neu konzipiert.

erinnert durch die Präsentation auf einfachen Holzkonstruktionen an die Lagerung historischer Funde in archäologischen Depots. Spannender scheint jedoch die Anordnung der drei Exponate zueinander zu sein. Durch diese Art der Relationierung wirken die Exponate wie steinerne Fragmente eines Ganzen. Die ebenfalls windschiefen Flächen der hölzernen Konstruktionen, auf denen die Exponate ruhen, unterstreichen diesen Eindruck noch, indem sie die verschobene Geometrie des Ausstellungsraumes aufnehmen. So wie die asymmetrisch zueinander angeordneten Ausstellungsgegenstände stellen auch die Bruchlinien auf den Gehwegplatten eine Verbindung zu den sich ebenfalls asymmetrisch kreuzenden Linien in der Spitze des Keils her. Fast scheint es, als würden Architektur und Ausstellungsarrangement die Linien der zerbrochenen Gehwegplatten aufnehmen.

Die Kontextualisierung der Exponate aus drei europäischen Städten knüpft Relationen zwischen dem polnischen Wieluń, welches am 1. September 1939 – noch bevor der Krieg erklärt war – von deutschen Sturzkampfbombern zerstört wurde, die teilweise auch in Dresden-Klotzsche stationiert waren (Wehner 2012:62), dem holländischen Rotterdam, welches am 14. Mai 1940 – noch während der Kapitulationsverhandlungen mit den Niederlanden – von der deutschen Luftwaffe zerstört wurde, und dem deutschen Dresden. Durch die beziehungsgeschichtliche Verräumlichung wirken die Exponate wie die Bruchstücke eines Ganzen. Vor allem aufgrund der Sichtachsen, die sich aus dem Ausstellungsbereich hinaus in den Stadtraum und auf die wiederaufgebaute Dresdner Altstadt ergeben, werden weitere über den nationalräumlichen Rahmen hinausreichende Relationen geknüpft. Mit dem Blick auf die einst zerstörte und nun wiederaufgebaute Stadt wird die Dramaturgie dieser Erzählung, durch die implizite Thematisierung britischer und US-amerikanischer Bomber, die schließlich am 13. Februar 1945 Dresden bombardierten, weiter gespannt.

Beim Blick aus der Spitze des Keils wird die Silhouette der Dresdner Altstadt allerdings durch die fallenden Linien der Stahllamellen, mit welchen der moderne Erweiterungsbau verkleidet ist, durchschnitten. Der Ausblick auf die Frauenkirche, den Hausmannsturm des Residenzschlosses und die Semperoper wird durch die gitterartige Stahlstruktur getrübt. Indem die fallenden Linien der Verkleidung des Keils den Blick stören, wecken sie zudem Assoziationen zu den stürzenden Fluglinien der einst über Dresden abgeworfenen Bomben. Lässt man sich auf diese assoziative Deutung ein, so erinnern auch die Lamellen, die sich in unterschiedlichen Neigungswinkeln schrittweise öffnen, an das Öffnen von Bombenschächten, aus denen sich die zerstörerische Fracht der Bomber einst über Dresden und den anderen europäischen Städten entlud.

Durch die Anordnung der Exponate, die Verräumlichung in der Architektur so wie durch die stadträumlichen Relationen werden Bezüge zwischen verschiedenen europäischen Städten und mehreren Nationalstaaten hergestellt. Dem Anspruch der multiperspektivischen Geschichtsbetrachtung wird mittels vielseitiger Verwei-

Abbildung 36: Kriegstrümmer aus Wieluń, Rotterdam und Dresden. Die Anordnung auf windschiefen Holzpodesten kontextualisiert die Exponate untereinander und stellt Bezüge zum Ausstellungsraum, zu den asymmetrischen Linien im Keil und zum Dresdener Stadtraum her.



se und des Verzichts auf eine exklusiv nationale Eingrenzung der Geschichtserzählung Rechnung getragen. Neben den unterschiedlichen nationalen Perspektiven werden verschiedene lebensweltliche Perspektiven integriert. Um auch dies im Ausstellungsraum »Dresden Blick« einzulösen, sind an den Kriegstrümmern Texttafeln angebracht. Diesen sind jeweils zwei persönliche Erzählungen zu entnehmen. So werden die steinernen Zeugnisse der Zerstörung mit jeweils zwei Lebensläufen kontextualisiert, die »zwei unterschiedliche Perspektiven auf ein und dasselbe historische Ereignis« gewähren (Pieken 2011:20). Den von Brandbomben durchschlagenen Gehwegplatten aus der Dresdner Johannstadt ist die Erzählung

Abbildung 37: Blick auf Dresden (rechts) und die Garnisonskirche der Albertstadt (links) durch die Lamellen, welche sich in unterschiedlichen Winkeln öffnen und so den Ausblick einschränken.



eines Jungen zur Seite gestellt, der bei dem Angriff seine gesamte Familie verlor. Dasselbe Exponat wird zudem mit den Schilderungen eines Mädchens jüdischen Glaubens kontextualisiert, das durch die Bombardierung der Stadt vor der Deportation gerettet wurde. Das Bombardement Dresdens vom 13. Februar 1945 wird dadurch unterschiedlich perspektiviert. Es wird zum Tag der Zerstörung und des Sterbens, aber auch zum Tag der Befreiung und der Rettung. Das Museum wird damit nicht nur dem multiperspektivischen Ansatz gerecht, sondern reflektiert auch die verschiedenen Bedeutungen einzelner »historischer Ereignisse« (BMVg 1982:1, P.3) und die verschiedenen Erfahrungsräume, die daraus hervorgehen.

Wie eine langjährige Mitarbeiterin des MHM betont, wurde im Ausstellungsreich »Dresden Blick« besonders darauf geachtet, nicht den »Opfermythos Dresden« zu reproduzieren (MHM-2, 210-213). Durch die Thematisierung der bereits unmittelbar nach der Bombardierung einsetzenden und lang nachwirkenden propagandistischen Vereinnahmung durch die Nationalsozialisten sowie durch die Kontextualisierung mit dem allgemeinen Kriegsverlauf, an dessen Anfang Wieluń und an dessen Ende Dresden steht, gelingt dies auch. Dennoch bietet die multiperspektivische Verknüpfung der einzelnen Fragmente prinzipiell die Möglichkeit einer symmetrischen Verhandlung des Bombenkriegs und der Thematisierung des

deutschen Militärs als einem Gleichen unter Gleichen. Dies geschieht, wenn ein US-amerikanischer Funker zitiert wird, dessen Worte an dem Exponat aus Dresden angebracht sind. Beim Anblick des zerstörten Dresdens hält der Funker fest: »Ich muss gestehen, dass ich mich schämte, wir waren auf dem Niveau der ›Krauts‹ angelangt.« (Texttafel im Ausstellungsteil »Dresden Blick«). Unter der allgemeineren thematischen Klammer des Bombenkrieges findet somit eine partielle Angleichung von Opfern und Tätern statt.

Auch in den Denkmaldebatten der Berliner Republik – bei der Gestaltung der Neuen Wache in Berlin (Roters 1993) zu einem zentralen Gedenkort oder der Kontroverse um die Errichtung des »Denkmals für die ermordeten Juden Europas« (Jeismann 1999) – lässt sich diese erinnerungspolitische Strategie der Angleichung nachweisen. So wurden durch die Inschrift in der Neuen Wache in Berlin, »Den Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft«, die Grenzen zwischen dem im Feld gefallenen deutschen Landser und den in Auschwitz ermordeten Kindern aufgehoben (Mittig 2005:76). Indem mit dieser allgemeinen Formulierung alle zu Opfern erklärt wurden, wird die wichtige Unterscheidung zwischen *victima* (dem Opfer von etwas) und *scrficium* (dem Opfer für etwas) verwischt. Die Frage nach den Tätern blieb so auf bequeme Art unbeantwortet (Koselleck 1993). Die Vereinnahmung der Opfer für die nationale Identitätsstiftung und deren Positionierung auf der Bühne des »Gedächtnistheaters« sind oft thematisiert und kritisiert worden (Bodeman 1996; Czollek 2018). Den Hinweis darauf, dass die jüdischen Opfer so für einen fundierenden Kollektivierungsdiskurs der deutschen Mehrheitsgesellschaft vereinnahmt werden, hat die Denkmalpflegerin und Kunsthistorikerin Gabi Dolff-Bonekämper im Zusammenhang der Debatte um das Denkmal für die ermordeten Juden Europas auf die treffende Formulierung eines »geliehenen Schmerzes« gebracht (Dolff-Bonekämper 1999).

Man muss die Polemik dieser Kritik nicht teilen, um dennoch festzustellen, dass durch den inklusiven Anspruch multiple Perspektiven in die Gestaltung der Ausstellung einzuschließen sowie durch die anthropologisch entgrenzte Gewaltthematization auch hier der thematische Fokus geweitet und nationale Unterschiede tendenziell nivelliert werden. Wie das wiedervereinigte Deutschland in Bezug auf das Holocaust-Mahnmal »Subjekt des Erinnerns« bleibt (Young 1999:223), so bleibt auch die Bundeswehr das Subjekt des Erinnerns in ihrem Leitmuseum. Allerdings machen die zentrale Thematisierung der Multiperspektivität sowie die Abwesenheit nationalstaatlicher Hoheitssymbole (Teidelbaum 2011:2) dann nur umso deutlicher, dass die Verräumlichung der deutschen Militärgeschichte jenseits nationalhistorischer Grenzen einen für die Bundeswehr probaten Weg der Selbstthematization darstellt. Gerade aufgrund der besonderen Umstände der deutschen Militärgeschichte und der raumzeitlichen Herausforderungen in der Gegenwart reagiert dieser räumliche Synthesemodus so auf strukturelle Anforderungen. Wie der Projektleiter der Neukonzeption im Ausstellungsführer betont, sei

die Bundeswehr »[e]ingebunden in *multinationale Strukturen* und den Werten der Charta der Vereinten Nationen verpflichtet«. Zudem befindet sich das deutsche Militär »nach mehreren Strukturreformen in einem Prozess *beständiger Transformation, um sich laufend der Realität der Einsatzziele und -bedingungen anzupassen*.« (Pieken 2011:36, Herv. JK). Vor diesem Hintergrund erscheint die multinationale Erzählweise, die sich zudem im »Prozess beständiger Transformation« (ebd.) befindet, nicht nur als normativ geboten, sondern eben *auch* den Anforderungen der Gegenwart adäquat. Eben diesen beständigen Adjustierungsprozessen durch sich laufend ändernde Konstellationen von Freund und Feind wird auch architektonisch und diskursiv Ausdruck verliehen. Der multiperspektivische Code der Verräumlichung nach Maßgaben einer relationalen Beziehungsgeschichte erscheint für den Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr auch deshalb opportun, da im Feld wechselnder »multinationale[r] Strukturen« und anhaltend sich verändernder »Einsatzziele« etwa das Bild klassisch-martialischer Erbfeindschaften seinen Sinn verloren hat.

Die Selbstthematisierung des deutschen Militärs verschafft sich einerseits mit der thematischen Weitung einer allgemeinen Gewaltthematisierung ein anthropologisches Fundament. Zudem führt der Kollektivierungsdiskurs des deutschen Militärs über den Umweg jenseits nationalhistorischer Denkweisen. Dennoch steht die multiperspektivische Verknüpfungsleistung, mit der unterschiedliche National-, Sozial- und Erfahrungsräume in Relation zueinander gesetzt werden, im Dienst institutioneller »Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung«, mit einem Bezug zu den »aktuellen politisch-sozialen Interessenlagen« (Konzeptgruppe 2003:31). Die vielseitigen und dynamischen räumlichen Verknüpfungsleistungen der Multiperspektive setzen dabei eine Standortlosigkeit voraus, die im Kontext des MHM als Dienststelle der Bundeswehr gerade nicht gegeben ist. Festzuhalten ist deshalb, dass der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr auch weiterhin aus den Besonderheiten der deutschen Vergangenheit und Gegenwart seinen Sinn erhält. Die nationalräumlich entgrenzte Darstellungsform bleibt im Hinblick auf ihren Darstellungszweck an die Erfordernisse einer nationalstaatlich *deutschen* Repräsentation des Militärs gebunden. Mit der nationalen Akteurzentrierung im Leitmuseum der Bundeswehr bleibt auch die multiperspektivische Ausstellungsgestaltung an die Institution der Bundeswehr gebunden und über den Referatsleiter Innere Führung dem BMVg unterstellt (Kap. 6.1.2). Eben dies kritisierte auch die Informationsstelle Militarisation, die vermutete, dass im Fahrwasser der Dekonstruktion glanzvoller Waffenschauen »in schimmernder Wehr«, wie sie das MHM betreibt, erneut »neomilitaristische Werte« verfestigt würden, wodurch schließlich das »Blendwerk angeblicher Ideologiefreiheit« zerfalle (Mickan 2011:3).

Trotz des Überwindungsversuchs »nationalhistorische[r] Selbstbezogenheit« (Osterhammel 2001:7) bleibt der collagenhafte und relationale Konstitutionsmodus also in seiner Funktion auf das deutsche Militär und die Herausforderungen der

deutschen Gegenwartsgesellschaft bezogen. Da der nationale Container für den Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr als zu eng erscheint, ist er auf einen multiperspektivischen Code der Verräumlichung angewiesen. Unabhängig davon, ob man die wissenschaftliche Leistung der zahlreichen Historiker und die Reflexivität der Ausstellung unter Ideologieverdacht stellt, wie dies in obigem Zitat durch die Informationsstelle Militarisation e.V. getan wird, oder nicht, so ist von besonderer Bedeutung, dass dieser spezifische, wenngleich abstraktere Code der Verräumlichung es dem Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr ermöglicht, auf die typischen raumzeitlichen Herausforderungen und die Bedingungen der Moderne (Sebald/Weyand, Kap. 1) zu reagieren, indem er sich laufend den sich ändernden Realitäten anpasst.

6.4.3. Der Architekt als Raum-Trickster

Dass die Anordnung der Exponate sowie deren multiperspektivische Synthetisierung trotz großer Zustimmung keinesfalls unumwunden bejaht werden und sich auch Teile der Bundeswehr nicht damit zu identifizieren vermögen, verdeutlicht der kontrastierende Blick auf den Gegendiskurs. Indem ein gänzlich anderer Code der Verräumlichung erkennbar wird, werden erneut die unterschiedlichen Wissensverhältnisse (Kap. 3), welche in den kontrastierenden Deutungen des Museums stabilisiert werden, weiter konturiert. Anhand eines Artikels aus der Nationalzeitung, der kurz nach der Neueröffnung des Museums erschien, kann dies stellvertretend für weitere Stimmen aus dem rechtskonservativen Milieu veranschaulicht werden. Der Autor problematisiert darin gerade die multiperspektivische Verknüpfung zwischen Militaria und alltagskulturellen Exponaten, vor allem aber die nationalräumliche Entgrenzung in der Ausstellung des MHM. Voller Unverständnis moniert der Autor:

»Auch Exponate, die mit der deutschen Militärgeschichte nichts zu tun haben, werden ausgestellt, so die Beinprothesen eines Jungen aus Kambodscha, der auf eine Mine getreten ist, oder eine Schallplatte von Elvis Presley aus seiner Zeit als in Deutschland stationierter GI.« (Frisch 2011).

Die Beinprothesen aus Kambodscha und die Schallplatte Elvis Presleys haben – dieser Deutung zufolge – »mit der deutschen Militärgeschichte nichts zu tun«. Deutsche Militärgeschichte endet hier also an der deutschen Staatsgrenze – ein klar nationalräumlich definiertes Geschichtsbild, welches den Gegenpol zu einem multiperspektivischen Geschichtsverständnis jenseits des Nationalstaates bildet.

Anhand der Charakterisierung des Architekten können die verschiedenen Codes der Verräumlichung weiter profiliert werden. Wie durch die unterschiedliche Bewertung der Rolle des Architekten David Chipperfield bereits am Neuen Museums gezeigt werden konnte (Kap. 5.3), wird auch der Architekt des MHM,

Daniel Libeskind, in den Erzählungen der diskursiven Formationen zum Handlungsträger höchst verschiedener Sujets (Lotman, Kap. 4.2). Wie unterschiedlich durch die Thematisierungen des Architekten Räume zueinander in Bezug gesetzt werden, kann anhand von zwei Zitaten gezeigt werden. So charakterisiert eine in der Pressearbeit des Museums tätige Person die Rolle Libeskind folgendermaßen:

»Es ist immerhin Libeskind, der sich hier erst das zweite Mal verewig hat, und zwar verewigt hat in einem Kontext, der ungewöhnlich ist. Also dass Libeskind das Jüdische Museum in Berlin gestaltet hat, könnte man sagen: Ja, war zu erwarten. Dass er als New Yorker den Ground Zero mitgestaltet hat, könnte man sagen: Ja, war zu erwarten. Aber dass Libeskind ein Militärmuseum in Deutschland gestaltet, das wirkt auf den ersten Blick erst mal überraschend. Aber vielleicht ist es gerade diese Überraschung, dieser Kontrast, diese Spannung, die wiederum auch wieder Faszination ausübt, die dann auch wieder Menschen in dieses Haus bringt, die nicht primär wegen der Geschichte, sondern eher wegen Libeskind kommen. Und die dann überrascht sind, wie man Geschichte auch darstellen kann, in einem Militärmuseum. Nämlich reflektiert, kritisch, multiperspektivisch.« (MHM-1, 222-236).

Gerade die unkonventionelle Kombination, dass »Libeskind ein Militärmuseum in Deutschland gestaltet«, verheißt »Überraschung«, »Kontrast« und »Spannung«, die schließlich »Faszination« ausüben. Der Architekt aus der Ferne erzeugt eine erwünschte »Überraschung«, die sich aus der als ungewöhnlich beschriebenen räumlichen Verbindung ergibt. Sein Werk entfaltet »Faszination«, gerade weil es kontrastreich ist. Libeskind wird zum Publikumsmagnet, der dem Museum sowie der Institution über die Landesgrenzen zu Reputation verhilft. Indem die Arbeit des Architekten außerdem mit den zentralen Begriffen der Selbstthematisierung (»reflektiert, kritisch, multiperspektivisch«) verbunden wird, befindet er sich im Einklang mit diesem Kollektivierungsdiskurs. Der Architekt aus der Fremde verliert so seine Fremdheit.

Eine gänzlich andere Thematisierung allerdings findet sich im Gegendiskurs, der den Architekten nun zum Handlungsträger eines vollkommen anderen Sujets macht.

»Libeskind wurde 1946 in Lodz als Sohn *polnischer* Juden geboren, die 1957 nach *Israel* emigrierten, *drei Jahre später* jedoch in die *USA* übersiedelten. Dort nahm die gesamte Familie die *US-Staatsbürgerschaft* an. 1989 zog der Star-Architekt nach *Berlin* um. Nachdem er 2003 die Architekturausschreibung zum Neubau des *World Trade Center* gewann, verlegte er seinen Hauptsitz schließlich nach *New York*. In *Deutschland* wurde Libeskind vor allem durch den zickzackförmigen Bau des Jüdischen Museums in *Berlin* bekannt. Vorgefundene Strukturen sind dem de-

konstruktivistischen Architekten stets Anlass zu Widerspruch und Provokation.« (Frisch 2011:4, Herv. JK).

In der Polemik gegen den jüdischen Architekten artikuliert sich ein kaum verhohlener Antisemitismus, indem typische antijüdische Klischees aufgerufen werden. Die Beschreibung des Architekten und die ausführliche Darlegung seines Lebenslaufs sprechen eine undeutliche Sprache. Der Architekt lässt sich räumlich nicht eindeutig zuordnen: Lodz, polnischer Jude, Israel, USA, Berlin, zurück nach New York, erneute Rückkehr nach Berlin. Neben der räumlichen Uneindeutigkeit wird die zeitliche Unstetigkeit thematisiert: 1946, 1957, drei Jahre später, 1989, 2003 bezeichnen die Momente der Ortswechsel. Der Architekt wird als räumlich nicht zuordenbar und zeitlich unstet charakterisiert. Er emigriert, siedelt über, zieht um. Libeskind wird so zu einer Art Trickster-Figur, zu einem Wandler zwischen den Welten also, der sich über Grenzen hinwegsetzt. Fast scheint es, als würden die unsteten Bewegungen des Architekten mit dem »zickzackförmigen Bau« des Jüdischen Museums identifiziert werden. Wie dieses schlägt auch der Architekt Haken und entzieht sich so einer eindeutigen räumlichen Zuordnung. Dabei dekonstruiert er Strukturen und stellt deshalb eine Gefahr für die räumliche Ordnung dar. Denn, wie der Autor der Nationalzeitung schließlich folgert: »Vorgefundene Strukturen sind dem dekonstruktivistischen Architekten stets Anlass zu Widerspruch und Provokation.« (Frisch 2011:4).

Unter dem Feigenblatt dieser Charakterisierung sind die üblichen antisemitischen Klischees vom wurzellosen Kosmopoliten und Störenfried nur notdürftig bemäntelt. Indem die Unstetigkeit und die Vielzahl räumlicher Bezugspunkte problematisiert werden, bleiben die vielfachen Grenzüberschreitungen des Architekten eine Quelle der Uneindeutigkeit, weshalb dem weltweit tätigen Architekten misstraut wird. Der Architekt aus der Ferne, der morgen vielleicht schon wieder woanders dekonstruiert und provoziert, verliert hier also nicht seine Fremdheit. Er bleibt fremd und dadurch eine Gefahr für vorgefundene Strukturen.

Schließlich wird die Ausstellung des MHM als eine einzigartige Fehlleistung beschrieben. Kein Militärmuseum der Welt, weder in Paris, London oder Peking, käme demnach auf die Idee, »die Geschichte der eigenen Armee so einseitig negativ darzustellen« (Frisch 2011:4). Der Autor folgert daraus: »Der auf die Spitze getriebene Nationalmasochismus ist tatsächlich nur in Deutschland vorstellbar« (ebd.). Die Tatsache, dass ein solches Museum in anderen Ländern (angeblich) nicht möglich sei, scheint durchaus ein medial geteilter Wissensbestand zu sein (Jaeger, Tagesspiegel 2011; Schmid 2011; Fuhr 2011). Dabei wird die Architektur Libeskind zumeist zum Signum eines *positiven* Alleinstellungsmerkmals. Der Autor der Nationalzeitung allerdings kann darin nur den Ausdruck eines »gestörten und ganz dem Zeitgeist unterworfenen Traditionsverständnis[es] der Bundeswehr« erken-

nen (Frisch 2011:4), womit die Umgestaltung des MHM zum *negativen* Alleinstellungsmerkmal wird.

6.4.4. Identität durch Kritik: »Andere Armeen haben das so nicht«

Anlässlich der Ausstellung »60 Jahre Bundeswehr« wird im dazugehörigen Ausstellungsführer des MHM die Wandlungsfähigkeit der Institution und ihr Adaptionsvermögen an sich verändernde gesellschaftliche Bedingungen gewürdigt. Im Rückblick auf die vergangenen 60 Jahre heißt es dort: »This shows that the Bundeswehr has always been changing – it has been flexible enough to adapt not only to new security parameters but also to changes in society.« (Rogg 2015:3). Was zuvor als Anpassung an den vermeintlich »gestörten Zeitgeist« diffamiert wurde, steht also im Zentrum des dynamischen Kollektivierungsdiskurses der Bundeswehr. Jahrestage, wie der des 60-jährigen Bestehens der Bundeswehr, sind jedoch keineswegs nur Momente der Rückschau, sondern dienen ebenso der Modifikation der Vergangenheit, um diese in Einklang mit den Anforderungen der Gegenwart zu bringen (Kap. 2). Wie die Kommission der Neugestaltung des MHM betonte, bedürfen Institutionen wie das Militär »in besonderer Weise einer aus den Leistungen der Vergangenheit gespeisten Selbstvergewisserung und damit der Identitätsstiftung.« Der in »traditionsstiftender Absicht« in die Vergangenheit gerichtete Blick führt dann zu einer stetigen »Umdeutung der überlieferten Zeichensysteme« (Konzeptgruppe 2003:31). So wie die Bundeswehr sich die Helden konstruiert, die zu ihr und ihren gegenwärtigen Aufgaben passen (Kap. 6.3.4), so passt sich auch ihre Tradition »dem Erkenntnishorizont der jeweiligen Epoche« und den »aktuellen politisch-sozialen Interessenlagen« an (ebd.). Die Behauptung, dass die Bundeswehr auch früher bereits flexibel (flexible enough) gewesen sei und sich in stetigem Wandel (always been changing) befinde, formt die Vergangenheit so um, dass die Anpassungsfähigkeit an militärische Herausforderungen (new security parameters) und soziale Veränderungen (social changes) in Übereinstimmung mit der Gegenwart gebracht werden.

Unter dem Eindruck der gewonnenen Erkenntnisse kann nun dargestellt werden, dass der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr neben der Konstruktion einer anthropologischen Ewigkeit (Kap. 6.4.1) zusätzlich eine Wiederholungsstruktur aufbaut, die selbst Prozesscharakter annimmt. Gerade das Immer-wieder-anders-Sein, was vom Gegendiskurs als ein dem Zeitgeist unterworfenes Traditionsverständnis geschmäht wird, wird in traditionsstiftender Absicht in der Vergangenheit wiedergefunden. Trotz der episodischen Neuausrichtung und der fortlaufenden Adaption an sich verändernde Verhältnisse können auch in diesem hochdynamischen Kollektivierungsdiskurs Wiederholungsstrukturen etabliert werden. Damit dies gelingt, benötigt das Selbstbild der Bundeswehr, welches in schillernden Farben immer wieder anders erscheint, einen stabilisierenden Rahmen. Eben die-

ser Rahmen wird durch den Wert der Kritik gebildet: Weil der stete Wandel den Charakter einer Gewissheit erhält (Kap. 6.4), wird die *kritische* Prüfung der eigenen Geschichte auf Dauer gestellt. Die Identität der Bundeswehr wird dabei durch anhaltende Selbstbefremdung (sprich: Nicht-Identität) stabilisiert.

Eine in der Presseabteilung des MHM tätige Person verdeutlicht die Quintessenz dieses Kollektivierungsdiskurses und die Relevanz der Selbst-Befremdung von der eigenen Institution auf besonders plastische Weise. Zudem wird ein enger Bezug zwischen dem Museum und dem Konzept der Inneren Führung hergestellt, indem das Gebäude als »museale[r] Ausdruck« der zentralen Dienstvorschrift bezeichnet wird.

»Diese Unternehmensphilosophie hat den Namen Innere Führung, da kommt ganz viel rein, unter dieser Bezeichnung wird ganz viel subsumiert, unter anderem auch diese Selbstkritik, die das Sich-kritisch- selbst-Hinterfragen, das Hinterfragen des eigenen Handelns kritisch, vielleicht auch das Hinterfragen der Vorgesetzten, vielleicht auch das Hinterfragen dessen, was die Bundeswehr insgesamt tut. Das ist Teil der Unternehmenskultur der Bundeswehr. Andere Armeen haben das so nicht, da ist die Unternehmenskultur eine andere, aber die Bundeswehr hat diese Unternehmenskultur der Inneren Führung, von daher ist das für mich persönlich eigentlich nur ein musealer Ausdruck dieser Unternehmensphilosophie, der kritischen Auseinandersetzung mit seinem eigenen Denken und Handeln.« (MHM-1, 148-160).

»Selbstkritik« und das »Hinterfragen des eigenen Handelns« bezeugen – unabhängig davon, ob sie eingelöst werden oder nicht –, dass der Wert der Kritik im Zentrum dieser Form der Selbstbeschreibung steht. Das anhaltende Hinterfragen, hier sogar auf einen fundamentalen Zweifel am Handeln der eigenen Institution erweitert, wird zum zentralen Wesensmerkmal erhoben. In Anlehnung an die marktförmige Formulierung und die Rede von der »Unternehmenskultur« wird die »kritische Auseinandersetzung« so zum Markenkern der Bundeswehr. Mit dem Hinweis »andere Armeen haben das so nicht« wird schließlich deutlich, dass die Betonung dieses Merkmals auch der Distinktion von anderen Armeen dient. Was zuvor noch als »einzigartiger Nationalmasochismus« (Frisch 2011) geschmäht wurde, erhält nun den Stellenwert eines *positiven* Alleinstellungsmerkmals. Indem das anhaltende Hinterfragen des eigenen Handels und die »kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit« (BMVg 2018a:13; 2018b:2) ebenso als »unverwechselbare Merkmale der Bundeswehr« (BMVg 1982:3, P.20) in Anspruch genommen werden, gelingt mit der anhaltenden Selbst-Distanzierung auch die Grenzziehung zu »anderen Armeen«. Mit der Abgrenzung von der eigenen Vergangenheit wird schließlich auch eine Abgrenzung von anderen Armeen vollzogen. Die Distanzierung vom eigenen Erbe dient so der identitätsstiftenden Distinktion.

Doch wird mit dem Wert der Kritik nicht nur Distinktion erzeugt. Wie bereits eingangs durch die Traditionalisierung der Wandlungsfähigkeit verdeutlicht wurde, erhält dieser zentrale Wert schließlich die Würde einer der Bundeswehr eigentümlichen Tradition. So heißt es in direktem Anschluss an die oben zitierte Sequenz:

»Und dass das nicht nur einfach so hingesagt ist, sieht man daran, wir haben in der Bundeswehr ein Forschungsamt, das militärgeschichtliche Forschungsamt, das seit 50 Jahren Geschichtsforschung betreibt, und wenn sie in die Geschichte des Militärhistorischen Forschungsamts hineinschauen, dann ist diese Geschichte auch geprägt durch Diskurse, durch Konflikte um historische Themen. Was auch zeigt, dass in unserem Mutterhaus im Militärgeschichtlichen Forschungsamt Geschichte ja nach geschichtswissenschaftlichen Kriterien wissenschaftlich bearbeitet ist und das heißt immer auch kritisch [...] Also und das auch nicht erst seit einem 3/4 Jahr, sondern im Militärgeschichtlichen Forschungsamt in unserem Mutterhaus auch schon seit Jahrzehnten.« (MHM-1, 160-173).

Die »kritische Auseinandersetzung« mit dem »eigenen Denken und Handeln« sowie die »konfliktvolle« und kritische Selbst-Beforschung nach »geschichtswissenschaftlichen Kriterien« werden als eigentümliche und tradierte Umgangsformen behauptet (»seit 50 Jahren«, »schon seit Jahrzehnten«). Die Würdigung der Selbstkritik strahlt dabei einerseits in Richtung Vergangenheit aus, indem etwa der Reformgeist der Heeresreformer und Widerstandskämpfer in der Geschichte des deutschen Militärs »wiedergefunden« wird (Kap. 6.3.4).

Hatte die Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen bei der Implementierung des neuen Traditionserlasses im Frühjahr 2018 noch die Mahnung ausgesprochen, dass es gelte, sich immer wieder »selbst [zu] vergewissern«, auf welchem »Grund wir stehen« und auf welche »Fundamente [...] wir die Gestaltung unserer Zukunft bauen« (von der Leyen 2018:2), galt dies auch als Signum sowohl einer Vergangenheit als auch einer Zukunft, die an Determinationskraft für das eigene Selbstverständnis verloren haben. Die anhaltende Prüfung der Geschichtsbestände allerdings verlagert die Kohärenzsicherung nun von der (verbindlichen) Vergangenheit auf den (verbindlichen) Akt des kritischen Selbstprüfens. Die Konstruktion einer Tradition des Traditionsskeptizismus, die Tradition des Hinterfragens und nötigenfalls des Brechens von bestehenden Strukturen ermöglicht so ein Gleichbleiben im Moment der Veränderung und Kontinuität im Wandel. Denn durch die Betonung der Kritik und der anhaltenden Skepsis gegenüber der eigenen Vergangenheit und der Gegenwart gelingt es auch, diesem Kollektivierungsdiskurs eine Wiederholungsstruktur auszubilden, mit der ein Gleichbleiben über die episodischen Brüche der Zeit behauptet wird.

Der Kreislauf ewiger Wiederholung schließt sich nunmehr an der Stelle einer immer gleichen Kritikwürdigkeit der Verhältnisse in der Vergangenheit, Gegen-

wart und Zukunft. Schließlich kann dadurch auch das Künftige bewältigt werden. Denn wie jede Traditionsbildung verfügt auch die Tradition des Traditionsbruchs über eine prospektive Dimension und strahlt damit auch in Richtung Zukunft aus. Auch diese Vergangenheitskonstruktion hält somit die Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit bereit. Denn so wie sich aus dem ständigen Wechsel der Zeiten die Maxime der anhaltenden Neu-Perspektivierung ergibt, so hält dieser Kollektivierungsdiskurs die beruhigende Gewissheit bereit, dass es auch morgen noch etwas zu kritisieren gibt.

6.5. Inkrementelle Identität: Die Wissensverhältnisse des Kollektivierungsdiskurses der Bundeswehr

Sowohl der Blick in eine andere Vergangenheit als auch der Blick in eine andere Zukunft werden durch die Gewissheit vereinheitlicht, dass es hier wie dort etwas zu kritisieren gab und geben wird. Um über vergangene und zukünftige episodische Brüche hinweg eine Wiederholungsstruktur etablieren zu können, bedient sich die Bundeswehr eines komplexen Kollektivierungsdiskurses, dessen narrative Struktur (Kap. 3.5) schließlich folgendermaßen zu Ende erzählt werden kann:

Auch in Zeiten anhaltenden Wandels können mindestens drei Gewissheiten diskursiv aufrechterhalten werden. Erstens bleibt die Rückkehr zur Vergangenheit ein unumstößliches Verbot. Eine »Wiederholung gilt es für *alle Zukunft*« auszuschießen (Kap. 6.3.2, Herv. JK). Der negative Referenzpunkt des Nationalsozialismus ist zwar ein Erbe, das ausgeschlagen wird, nichtsdestotrotz bleibt es durch die anhaltende Negation hoch relevant (Kap. 6.3.4). Auch der triumphierende Diskurs, der sich gegen das Erbe verschwört (Derrida Kap. 2), hält das Erbe fortlaufend präsent. Die Ablehnung des Erbes bedeutet zwar dessen Umformung, aber gerade nicht, dass es an Relevanz verliert. Die Alterität der Vergangenheit entspricht einem umgekehrten kontrapräsentischen Mythos (Assmann 1992). Anders als in diesem wird nun nicht die Abkehr von einer als problematisch beschriebenen *Gegenwart* gefordert, sondern der größtmögliche Kontrast zur *Vergangenheit* gesucht. Alle Beschreibungen der Vergangenheit in diesem Kollektivierungsdiskurs sind so auch immer negative Definitionen und normativ gehaltvolle Beschreibungen einer erwünschten Gegenwart. In Anlehnung an kontra-*präsentische* Mythen, die die Rückkehr zur Vergangenheit fordern, ließe sich im Fall der Bundeswehr von einem kontra-*präteritistischen* Mythos sprechen. Denn auch dieser fungiert fundierend und stabilisiert die Gewissheit, dass sich die *Gegenwart* – trotz stetigen Wandels (Kap. 6.4.1) – *endgültig* von der Vergangenheit abgewendet hat.

Als eine zweite Gewissheit wird zudem ein negatives Menschenbild verfestigt. Dies geschieht durch die raumzeitliche Weitung des thematischen Rahmens, in-

nerhalb welchem sich der Kollektivierungsdiskurs verortet. Indem die Gewaltaffinität des Menschen in seiner anthropologischen Grunddisposition verankert wird, wird der sehr allgemeine Gewaltbegriff zum Merkmal aller Zeiten und aller bekannten Gesellschaften (Kap. 6.4.2). Durch die multiperspektivische Darstellung vor einem universell und thematisch geweiteten Horizont (Kap. 6.4.3), werden verschiedene nationale und historische Gewalterfahrungen nivelliert. Jedoch verbleibt die verallgemeinernde Klammer der Anthropologie im Allgemeinen und vermag eine spezifische Identität nicht zu stiften. In Verbindung mit den uneindeutig gewordenen und multiperspektivischen Wirklichkeitsdeutungen in pluralistischen Gesellschaften kann schließlich die immerwährende Notwendigkeit der kritischen Selbstprüfung als eine indirektere dritte Gewissheit verfestigt werden. Gerade im Zusammenspiel der unterstellten anthropologisch konstanten Gewaltaffinität und der anhaltenden Veränderung der Wertmaßstäbe in sich dynamisch wandelnden Gesellschaften erhält so der Wert der Kritik zentrale Bedeutung. Der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr gewinnt seine Kohärenz und Kontinuität schließlich dadurch, dass trotz der Verschiedenheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft diese stets in ihrer Kritikwürdigkeit geeint bleiben:

Weil der Mensch *immer* gewalttätig ist und weil die Welt sich *immer* wandelt, muss (und kann) *immer* kritisiert werden. In einer Paraphrase eines Bertolt Brecht zugeschriebenen Zitates (Kap. 6.2.3) lässt sich die narrative Struktur dieses Kollektivierungsdiskurses auf folgende Formel bringen: Wo Ungewissheit zur Gewissheit wird, wird die kritische Selbstprüfung zur *dauerhaften* Pflicht.

Ungewissheit und unzureichend klar definierte Zielvorgaben, so hat der Organisationssoziologe Charles Lindblom überzeugend dargelegt, führen auch in komplexen Planungskontexten öffentlicher Verwaltungen, in denen weder hinreichendes Wissen über die zu bearbeitende Aufgabe noch langfristige Planungshorizonte definiert werden können, dazu, dass inkrementelle Strategien der Problembearbeitung funktional erscheinen (Lindblom 1959). An die Stelle eindeutiger und endgültiger Festlegungen tritt dann die schrittweise Anpassung der Bearbeitungsstrategie von Problemen, die nur noch näherungsweise bestimmt werden können. Gerade bei Abwesenheit klarer Ziele erscheint die Strategie dieses »Muddling through« – also des »Sich-Durchwurstelns« – durchaus angebracht. Denn diese »succession of incremental changes« führt zur Vermeidung von schwerwiegenden und dauerhaften Fehlentscheidungen (Lindblom 1959:86). Sich nicht endgültig festlegen zu müssen, ist also gerade kein Makel, sondern wird den strukturellen Anforderungen vollumfänglich gerecht.

Der Soziologe Uwe Schimank wiederum überträgt den Begriff des Inkrementalismus auf den Kontext von Bewältigungsstrategien lebensweltlicher Ungewissheiten in biografischen Erzählungen. Dabei analysiert er eine Form der Identitätskonstruktion, die er als »biografischen Inkrementalismus« bezeichnet (2002). Das zentrale Merkmal inkrementeller Biografisierung besteht auch hier in

ihrem »nicht-teleologischen Charakter« (Schimank 2002:244). An die Stelle einer abschließenden Selbstbeschreibung tritt dann eine inkrementelle Strategie der Problemverschiebung. Die eigene Biografie wird dabei anhaltend umgearbeitet, indem die Betreffenden »in Form bestimmter *Negation* auf sich *selbst als problembehaftet reagieren*« (ebd., Herv. JK). Dieser »Prozess iterativer Problemverschiebung« (ebd.) gestattet dann, »lebensgeschichtliche Einheit« schließlich durch eine »Prozessform, die, anders als teleologische Prozesse, auch Ziellosigkeit, Widersprüche, Brüche zu vereinheitlichen vermag und nicht als bloße Ereignissukzession stehen lässt«, herzustellen (Schimank 2002:247). So ermöglicht dieser Modus der Biografisierung auch in Zeiten stetigen Wandels ein Minimum an Konstanz. Dies bringt Schimank auf die prägnante Formel: »Ich weiß *niemals*, was ich will – doch ich weiß wenigstens *immer* wieder, was ich nicht will.« (2002:245, Herv. JK).

Durch die empirische Analyse des Kollektivierungsdiskurses der Bundeswehr konnte nachgewiesen werden, dass negative Formen der Selbstbeschreibung auch hier von zentraler Bedeutung sind. Dies betrifft einerseits die Distanzierung von dem in vielfacher Hinsicht problematischen Erbe deutscher Militärgeschichte. Die Abgrenzung, insbesondere von der Zeit des Nationalsozialismus, fungiert zwar als orientierungsstiftende, normative Vergangenheit und bleibt damit verbindlich (Kap. 6.3); darüber hinaus konnte allerdings gezeigt werden, dass die Forderung nach dem kritischen Hinterfragen der eigenen Institution und damit die Option der Selbstnegation auch in der Gegenwart erhalten bleiben. Auf die mannigfaltigen Kontingenzerfahrungen und den »Prozess beständiger Transformationen« (Pieken 2011:36; Kap. 6.4.2), in dem sich die Bundeswehr in der Gegenwart befindet, genauso wie auf die Zukunft, die damit auf bekannte Weise unbekannt bleibt, reagiert dieser Kollektivierungsdiskurs mit der Möglichkeit anhaltender Kurskorrekturen. Indem die Bundeswehr in anhaltenden Negationen auf sich selbst als kritikwürdig und kritikbedürftig zurückkommt, kann über episodische Brüche in der Vergangenheit und mangelnde fraglose Weltbezüge in der Gegenwart hinweg ein kohärentes Selbstbild gezeichnet werden. Das Fehlen eindeutiger Zielorientierungen und abschließender oder dauerhaft verbindlicher Orientierungspunkte führt letztlich zu Selbstbeschreibungen, die sich im Sinne negativer Dialektik vollziehen (Adorno 1990, Orig. 1966). Es gilt: *Nie kann abschließend gesagt werden, wie die Bundeswehr ist. Immer jedoch kann (und muss) gesagt werden, wie sie nicht (mehr) sein darf.*

Da gerade kein eindeutiger Kanon (Kap. 2) an gleichermaßen verbindlichen historischen Ereignissen (Kap. 6.2.3) bestimmt werden kann, werden schließlich Werte etabliert, die selbst Prozessform annehmen. Um ein Gleichbleiben in einer Welt des Wandels und Einheit im Moment der Vielfalt herzustellen, beziehen sich die Werte, die nunmehr als Wesensmerkmale betont werden, nicht auf zeitlose soldatische Tugenden wie Treue, Ehre, Pflichterfüllung (Kap. 6.3.3), sondern auf eine Art des Umgangs mit sich selbst, wie Wandlungsfähigkeit, Reflexivität, vor

allem aber die dauerhafte Bereitschaft zur Selbstkritik. Was sich daraus gewinnbringend für die Theoretisierung der am MHM gewonnenen Erkenntnisse ableiten lässt, ist die Einsicht, dass der inkrementelle Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr seine prozessuale Einheit durch die fortdauernde Selbst-Negation gewinnt. Oder abstrakter formuliert: Die Bundeswehr gewinnt ihre Identität durch einen (dauerhaften) Prozess iterativer Nicht-Identität.

Die empirische Analyse hat außerdem gezeigt, dass es gerade die Topoi des fortwährenden Hinterfragens und der anhaltenden Selbst-Befremdung der eigenen Institution im Modus wissenschaftlicher Kritik sind, die die prozessuale Einheit dieser Form der Identitätsbildung garantieren und zudem der Abgrenzung von anderen dienen (Kap. 6.4.4). Mit der Distanzierung von der eigenen Vergangenheit gelingt so auch die Distinktion von den Armeen anderer Länder. Dadurch, dass die »kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit« nunmehr eine »Tradition der Bundeswehr ist«, wie in den Dokumenten »Die Tradition der Bundeswehr« (2018a:2) und »Die Konzeption der Bundeswehr« (2018b:13) an zentraler Stelle kodifiziert, wird die Kritik schließlich in den Rang einer Tradition erhoben und damit selbst zum Identifikationsmerkmal der Institution. Hatte Nietzsche in seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung noch vor einem »Zersplittern und Zerfasern aller Fundamente« (Nietzsche 2009:87) durch ein »Uebermaass an Historie«, die nicht mehr wisse, sich der »Vergangenheit wie einer kräftigen Nahrung zu bedienen« (a.a.O. 107), gewarnt (Kap. 1.1), so zeigt sich anhand des Kollektivierungsdiskurses der Bundeswehr, dass im Modus kritischer Historiografie und wissenschaftlicher Reflexivität durchaus Orientierung gestiftet und Identität fundiert werden kann. Indem historische Bildung und »kritische Auseinandersetzung« mit Fragen der Orientierung verbunden werden, nähern sich Histoire und Memoire erneut aneinander an. Im neuen Traditionserlass heißt es etwa: »Historische Bildung ist Voraussetzung für eine werteorientierte Traditionspflege. Sie vermittelt Orientierungswissen, Identität sowie die Fähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.« (BMVg 2018b:7).

Dabei wird den »Schulen und Bildungseinrichtungen der Bundeswehr« (ebd.) explizit eine Vermittlerrolle für das Traditionsverständnis und die Traditionspflege zugesprochen. Diese Vermittlungsinstanzen nehmen so eine doppelte Rolle ein, die mit den beiden dialektisch aufeinander bezogenen erinnerungspolitischen Strategien des Speicher- und Funktionsgedächtnisses (Kap. 4.1.2), also der Kritik und der Fundierung, zusammenfallen. So wie der Imperativ zur »kritischen Auseinandersetzung« zum normativ verbindlichen Ausgangspunkt einer ernsthaften historiografischen Begegnung mit der eigenen Vergangenheit wird, so trägt die Arbeit des ehemaligen Militärgeschichtlichen Forschungsamts (MGFA) und des heutigen Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSBw) ebenso zur sinnstiftenden Fundierung und identitätsbildenden Distinktion bei, indem »Geschichtswissen und Geschichtsbewusstsein«

zur »unverzichtbaren Voraussetzung« des eigenen Traditionsverständnisses werden (BMVg 2018a:14). Durch die institutionelle Konstellation (Kap. 6.1.2) und die Nähe zur Macht erscheinen sowohl der zentrale Repräsentationsort des MHM als auch die institutionalisierte Selbstbeforschung im Modus wissenschaftlicher Reflexivität als produktive Akteure der Identitätskonstruktion und somit als »Gedächtnisentrepreneur[e]« (François/Puschner 2010:16). Indem die (geschichts-)wissenschaftliche Selbstthematisierung zum positiven Alleinstellungsmerkmal erhoben wird, werden die Forschungsinstitutionen der Bundeswehr zum wichtigen Werkzeug einer Form *reflexiver Identitätsbildung*.

Die inkrementelle Wiederholungsstruktur, die so stabilisiert werden kann und mit der die disparaten historischen Episoden verbunden werden, findet in dem Credo »Denkstiftung statt Sinnstiftung« ihren plakativen Ausdruck (Pieken 2010b:7). Allerdings bleibt in der Denkstiftung auch die Sinnstiftung in ihrer (anhaltenden) Negation aufgehoben. Das Credo »Denkstiftung statt Sinnstiftung«, das als Alleinstellungsmerkmal dient, führt so erneut zu Sinnstiftung. Indem die Kritik als entzeitlichte Norm stabilisiert wird, gerät sie somit selbst in den Bereich des fundierenden Mythos. Entgegen der Fragmentierung und Zerfaserung der Fundamente (Nietzsche) werden so im Modus (ernsthafter) wissenschaftlicher Kritik wandlungsfähigere, gleichsam im Fluss befindliche (und immer wieder neue) Fundamente begründet. Die kritische Selbstbeforschung nach (geschichts-)wissenschaftlichen Kriterien erlaubt so nicht nur die kritische Historiografie (Speichergedächtnis), sondern gewährt, insbesondere durch die Distinktion von anderen, gleichermaßen die Integration der eigenen Institution (Funktionsgedächtnis). Indem sich die Bundeswehr selbst immer wieder als problembehaftet zum Gegenstand macht, gelingt es, auf die dynamischen und unvorhersehbaren Richtungswechsel gesellschaftlicher Entwicklung mit anhaltenden Kurskorrekturen zu reagieren, um schließlich zwischen der Skylla der Retrotopie und der Charybdis der Anomie (Kap. 1) so zu navigieren, dass dennoch ein konstantes Selbstbild erreicht werden kann.

Indem dieser Kollektivierungsdiskurs auf die raumzeitlichen Herausforderungen mit einer dynamischen Traditionsbildung reagiert und diese in den diskursiven Deutungen des Leitmuseums der Bundeswehr in Dresden zum Ausdruck bringt, gelingt es schließlich, Kohärenz im Nebeneinander verschiedener Erfahrungsräume und Orientierung unter dem ungewissen Erwartungshorizont der deutschen Gegenwartsgesellschaft zu stiften. Schließlich wird deutlich, dass diese Form reflexiver Identitätsbildung im Modus wissenschaftlicher Selbstbeforschung keinesfalls (nur) eine Reaktion auf die Geschichte darstellt, sondern (auch) ein Resultat gegenwärtiger Herausforderungen, die sie identitätspolitisch verarbeitet. Wie alle Prozesse der Traditionsbildung finden auch diese »kompositorischen Prinzipien« ihren »Bezug in der aktuellen politisch-sozialen Interessenlage« (Konzeptgruppe 2003:31). Damit ist allerdings auch gesagt, dass möglicherweise

eine Kongruenz zwischen den empirischen Funden der Selbstthematisierung der Bundeswehr, ihrem multiperspektivischen Code der Verräumlichung sowie der inkrementellen Stabilisierung von Zeit und anderen Kollektivierungsdiskursen besteht. Im Folgenden sollen deshalb die Ergebnisse der empirischen Analyse abschließend theoretisiert werden, um schließlich die allgemeinere Reichweite der im Speziellen gefundenen Ergebnisse zu eruieren.

